Klassiker der Medizin

Herausgegeben von Karl Sudhoff

Band 22

Ausgewählte Observationes Wilhelm Fabry's von Hilden

(Fabricius Hildanus)

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig


22101058047

Klassiker der Medizin
herausgegeben von **Karl Sudhoff**

Ausgewählte Observationes
Wilhelm Fabry's von Hilden
(Fabricius Hildanus)

Übersetzt von

Rom. Joh. Schaefer

Eingeleitet von

Karl Sudhoff



Leipzig
Verlag von Johann Ambrosius Barth
1914



Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Einleitung.

Von deutscher Chirurgie im Mittelalter soll nicht viel Rühmendes zu sagen sein. Doch hat sich die historische Forschung kaum noch ernsthaft mit ihr beschäftigt, was ja auch von der Gesamtmedizin Deutschlands in jenem Zeitraum gilt.

Die „Bindarznei“ des Deutschordensritters Heinrich aus dem fränkischen Städtchen Pfalzpeint (Pfolzpeundt)[1]) figuriert als einziges literarisches Produkt bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Es handelt sich bei diesem Schriftwerk, wie schon der Titel besagt, im wesentlichen um Wundbehandlung und Wundverband, teilweise nach eigenen Erfahrungen, wenn auch manches, wie Darmnaht über ein eingebundenes Rohr, etwas abenteuerlich anmutet; Schußwunden werden bei ihm nach unserer heutigen Kenntnis der Literatur überhaupt zum ersten Mal erwähnt (ca. 1460). Auch in der Behandlung der Frakturen und Luxationen zeigt der Ordensmann Heinrich mancherlei Kenntnisse und überrascht durch seine Angaben über Hasenschartenoperation und die Schilderung der Rhinoplastik aus der Haut des Oberarms, die er durch einen Welschen erfahren haben will. Auch die Narkose durch Schlafschwämme, getränkt mit Saft von Mohn aus Indien, von Bilsenkrautsamen, Mandragora und Schierling empfiehlt er.

Doch wenn auch wirklich Heinrichs „Bindarznei“ das einzige literarische Betätigungszeichen der deutschen Chirurgie im Mittelalter wäre, so dürfte man daraus doch nicht den Schluß ziehen, daß von Übung wundärztlicher Kunst in Deutschland keine Rede sein könne. Denn nicht jeder der trefflich das Messer zu führen weiß, ist darum auch schon mit der Führung der Feder vertraut; nicht jeden drängt es, eigene

1) Das infolge eines Lesefehlers der ersten Herausgabe immer noch wieder als „Pfolsprundt“ in der Literatur spukt.

Erfahrung in Wundbehandlung und auf dem Operationstisch nun auch schriftstellerisch zu fixieren. Haben doch auch die italienischen Wundärzte Apuliens und Kalabriens in Steinschnitt und Plastik jahrhundertelang Erfahrung gesammelt und neue Verfahren ersonnen, ehe davon etwas anderes aufgezeichnet worden wäre als ein paar Salbenrezepte oder Wundstreupulver oder Wundtränke. Man bevorzugte die ausschließliche mündliche Fortpflanzung und die nur direkt persönliche Unterweisung in technischem Können dort wie anderwärts.

Die Wiedererweckung der Chirurgie altklassischer Zeit im Abendlande ist das ausschließliche Verdienst Italiens in Übung und Lehre. Sie war im südlichsten Italien wohl nie völlig erloschen aus den Zeiten der „Magna Graecia". Und das dort glimmende Fünkchen bekam Luft und Nahrung von Salerno aus, wohin man früh seit dem 10. Jahrhundert frische Glut getragen, noch vorkonstantinisch (1070) und kaum auf chirurgischem Gebiete nennenswert beeinflußt vom arabischen Schrifttum, das selbst auf den ersten großen literarischen Vertreter der jungen Chirurgie Italiens, Roger Fugardo von Salerno nur in geringem Maße Wirkung gewann, in erhöhten Maße erst auf Bruno von Longoburgo und durch ihn auf dessen Zeitgenossen Teodorico dei Borgognoni, der aber schon in vielem wieder Eigenes bietet und vom Vater Ugone Überkommenes. Die Höhe der Chirurgie des Mittelalters stellt Wilhelm von Saliceto dar, dessen großer Schüler Lanfranco aus Mailand als direkter Lehrmeister chirurgischen Wissens Italiens in Frankreich auftrat und in diesem Sinne in Montpellier und vor allem in Paris wirkte. Ob in Südfrankreich, in der alten Narbonensis, altgriechische medizinische Tradition im Verborgenen weitergelebt hatte und in Montpellier zu neuem Leben erwacht war, bedarf noch der Verifizierung. Jedenfalls hatte schon vor Lanfranco in Frankreich die Chirurgie ihre Pflege gehabt und in Jean Pitard, dem Protektor Lanfrancos, ihren hervorragendsten Vertreter zu Paris gefunden, unter dessen Namen sich eine Rezeptsammlung chirurgischer Art erhalten hat. An Wilhelm von Saliceto und Lanfranco schloß sich der gelehrte Scholastiker unter den Chirurgen des Mittelalters an, Henri de Mondeville, während auf ihrer aller Schultern der Erneuerer der arabischen Chirurgie des Abulqasim steht, der Auvergnate Guido von Chauliac, der Begründer des chirurgischen Prinzipates der Franzosen.

Eine lange Ehrenreihe großer Chirurgen wahrlich des Mittelalters im Abendlande, die da an uns vorüberzog! Und wie stand zu dem allem die Pflege der Chirurgie in Deutschland? Bescheiden im Schatten der beiden andern Nationen auf diesem Gebiete gewiß. Aber zunächst ist eines festzustellen, was man bisher immer übersehen hat, die deutschen Chirurgen des 14. und 15. Jahrhunderts haben von all diesen chirurgischen Leistungen des 13. und 14. Jahrhunderts jenseits der Alpen und der Vogesen eingehende Kenntnis genommen. Aller derer Werke, die des Roger, Theodorich und Bruno wie die des Lanfranco, Heinrich und Guido sind auch in Deutschland studiert und in die Deutsche Sprache übersetzt worden. Längst sind die Übersetzungen der Chirurgie des Roger, Lanfranc, Wilhelm, Heinrich und Guido in französischer Bearbeitung bekannt, und größtenteils auch schon ediert, aber von allen den deutschen Bearbeitungen der italienischen und französischen Wundärzte, die noch in den Handschriften vorhanden sind, hat noch kein Mensch Kenntnis genommen, nur die Bundarznei eines Ordensmannes ist gedruckt worden, weil der Zufall sie in die Hände eines Medizinhistorikers gespielt hat, das unbedeutendste Schriftstück vielleicht, das die deutsche Chirurgie im Mittelalter hervorgebracht hat. Mit hoher Verehrung spricht Heinrich von Pfalzpeint über seine Lehrer und nennt sie mit Namen; es hat aber noch kaum jemand darauf geachtet, daß diese zum Teil auch literarisch sich betätigt haben und daß auch von ihrer literarischen Tätigkeit noch Zeugnisse in den Handschriften schlummern.

Das Alles werde ich demnächst im Zusammenhange zu zeigen versuchen und zu publizieren, was noch erhalten ist.

Als erster bisher bekannt gewordener deutscher Wundarzt, der sein gesamtes chirurgisches Wissen im Zusammenhang dargestellt hat, steht Hieronymus Brunschwig, der wackre Straßburger Meister am Ende des Mittelalters (1497), an der Schwelle der Neuzeit Johann von Gersdorf, genannt „Schielhans“, gleichfalls in Straßburg wirkend und in seiner Handwirkung der Wundarznei (1517) zweifellos auf einem höheren wissenschaftlichen Niveau stehend als der biedere Brunschwig.

Der geniale Schwabe, geboren von einer schweizerischen Mutter, Theophrast von Hohenheim, kann als Chirurg im vollen Sinne nicht bezeichnet werden, hat aber im Studium der akzidentellen Wundkrankheiten und in deren durchschauender Er-

kenntnis einen Riesenschritt nach vorwärts getan in seiner „großen Wundarznei“ (1536), aber es sollte noch Jahrhunderte dauern, ehe die Wissenschaft diese großartige Konzeption voll erfaßte und verifizierte, wenn auch schon wenige Jehrzehnte nach ihm der Schweizer Wundarzt Felix Würz Hohenheims Beobachtungen und Intuitionen in die Praxis zu übersetzen sich bestrebte.

Er war schon älterer Zeitgenosse des Mannes, dem dies Klassikerbändchen gewidmet ist, Wilhelm Fabry's von Hilden, der als erster großer deutscher Wundarzt den Primat der Chirurgie den Franzosen ernsthaft streitig machte, den kurz nach Hohenheim einer der Allergrößten aller Zeiten im Reiche der Chirurgie, Ambroise Paré († 1590) für Frankreich neu stabiliert hatte in Paris, neben dem ein anderer, ein Südfranzose Pierre Franco als großer chirurgischer Zeitgenosse († etwa 1570) mit hohen Ehren genannt werden muß.

Wilhelm Fabry, genannt Fabricius, von Hilden bei Düsseldorf war als Sohn eines Gerichtsschreibers, also eines Mannes von einer gewissen gelehrten Erudition, am 25. Juni 1560 geboren und kam früh in gelehrten Unterricht nach Köln, der wohl kaum schon völlig abgeschlossen war, wenn man damals auch recht frühe schon zur Hochschule reif wurde, als schwere Schicksalsschläge, wie der Verlust seines Vaters und wenige Jahre nachher auch seines Stiefvaters durch den Tod, ihn im Jahre 1573 schon zwangen, die Gelehrtenschule zu verlassen, ohne daß er in der Lage gewesen wäre, die Universität zu beziehen und dort Medizin zu studieren. Im Jahre 1575 warf ihn ein schwerer Pestanfall für Monate aufs Krankenlager. Ob er vorher schon begonnen hatte, sich in der Chirurgie auszubilden, ist ungewiß, jedenfalls trieb es den Jüngling zur Erlernung dieser Kunst, für die er so hochgradig befähigt war. Er kam auf dem Wege der Praxis in die Medizin hinein, indem er zuerst nach Neuß zu einem tüchtigen Meister in die Lehre ging (1576), zu Johann Dümgens, und nach dort trefflich beendeter Lehrzeit im Jahre 1580 zu dem herzoglichen Wundarzte zu Düsseldorf Kosmas Slot (Slotanus), der in der Anatomie ein Schüler des großen Niederdeutschen Vesalius gewesen war und am herzoglich Jülich-Bergischen Hofe in hoher Achtung stand, und mit hervorragenden Leibärzten des Herzogs Wilhelm IV.

Reiner Solenander und Johann Weyer samt dessen Söhnen Heinrich und Galenus in ständigem Konsultationsverkehr stand und auch in freundschaftlichen Beziehungen, die auf seinen großen Gehilfen Wilhelm Fabricius übergingen und von lebenslanger Dauer waren.

Aber auch mit dieser trefflichen Ausbildung in der Wundarzneikunst begnügte der junge Wundarzt sich nicht, auch nicht mit der eigenen Tätigkeit, die ihn nicht nur mit seinem Meister Slotan, sondern auch auf selbständiger Praxis in weiten Ritten durch das Bergische Land führten. Nachdem er 5—6 Jahre unter Kosmas Slot und in anregendem Verkehr mit den Düsseldorfer Ärzten sich chirurgisch und medizinisch gebildet hatte, zog er 1585 nach Westen und Süden, nach Frankreich, wo Paré noch am Leben war, Pierre Franco das Zeitliche eben gesegnet hatte, nach Metz, wo schon im 15. Jahrhundert hervorragende Wundärzte gewirkt hatten, und mehr noch nach Genf, wo er bei Jean Griffon nicht nur in die hohe Schule der operativen Chirurgie kam, sondern auch fleißig genutzte Gelegenheit fand, sich in der Anatomie weiter auszubilden für die er sein Lebtag eine Vorliebe empfand. Von Griffon übernahm er die Weise vor jeder größeren Operation die fragliche Region an der Leiche einer genauesten anatomischen Untersuchung zu unterziehen. Für Griffons hervorragende chirurgische Begabung nur den einen Beleg, daß er im Jahre 1592 eine Rhinoplastik mit bestem Erfolge ausführte, nachdem er zufällig von den plastischen Operationen des Gaspare Tagliacozzo gehört hatte, deren Beschreibung und Abbildung erst 1597 veröffentlicht wurde. Auch zahlreiche andere operative Versuche unternahmen in den Jahren ihres Zusammenseins Meister und Schüler und verschafften sich auch Erweiterung ihrer Kenntnisse in chemisch-medizinischer Richtung durch fleißigen Verkehr mit den beiden Anhängern der Paracelsischen Schule, Joseph Duchesne (Quercetanus) und Claude Aubery aus Trécourt (Triumcurianus); mit letzterem besonders noch in Lausanne, in späteren Jahren [1])

In Genf schloß Fabricius seinen Bund fürs Leben mit Maria Colinet, die ihm nicht nur in Haus und Familie allzeit

1) Nach neueren Angaben soll Fabricius schon 1586—1588 in Lausanne ansässig gewesen sein und nur noch gelegentlich mit Griffon in Genf zusammen operiert haben. Von der Chirurgie Hohenheims und dessen Anhängers Felix Würz wollte aber Fabry nichts wissen.

die treueste und aufopferndste Genossin war, sondern auch im Berufe bei Operationen ihn unterstützte, und am Kreisbett, wie in andern gynäkologischen Dingen ihm beratende Mitarbeiterin wurde.

Mit diesem Schatze fürs Leben ausgerüstet, verließ Fabricius im Jahre 1588 die Gestade des Genfer Sees und kehrte in die Heimat zurück, der führende Meister bald auf dem Gebiete der Chirurgie, wenn auch erst 28 Jahre alt. Einige Jahre wirkte er nun in Hilden, von allen Seiten um Hilfe gebeten und glücklich daheim. Aber es drängte ihn doch wieder hinaus in die große Welt, und in Köln, wohin er 1591 übersiedelte, war doch eine passendere Stelle für ihn. Hier fand er anregenden Verkehr mit konsultierenden Ärzten, hier auch Gelegenheit zu erneuten anatomischen Studien, ohne die er nun einmal nicht mehr seine chirurgischen Untersuchungen und Operationen in seiner Weise üben und auszubilden vermochte. Auch was ihm sonst die Kölner Hochschule an Bildungsmöglichkeiten bot, wurde fleißig benutzt; selbst Vorlesungen über Hippokrates mit anzuhören, ließ er sich nicht entgehen.

In diesen Kölner Jahren hat er auch zum ersten Male sich damit befaßt, ein chirurgisches Thema, das ihn lebhaft beschäftigte und zu dem er auch aus der Praxis und von den Erfahrungen des Operationstisches bemerkenswerte Beiträge glaubte liefern zu können, schriftstellerisch zu behandeln. Als reife Frucht seiner Beobachtungen und seiner Erfahrungen in der Amputationstechnik ließ er 1593 seine Schrift „De gangraena et sphacelo", vom kalten und heißen Brande zu Köln erscheinen, die nachher noch viele Neudrucke erlebte. Hier lehrte er, daß man stets nur im Gesunden unter gehörigem Abstande von den abgestorbenen Geweben operieren solle und je nach Bedarf amputieren oder exartikulieren müsse, die Weichteile möglichst weit zurückziehen und für exakte Blutstillung sorgen müsse. Seine eminente Erfahrung, über die er mit 33 Jahren schon verfügte, zeigen die ganz detaillierten Angaben über die Vorbereitungen zur Operation, über die Lagerung des Kranken und die einzelnen Etappen des operativen Vorgehens — schon dies erste kleine Buch ein Meisterwerk chirurgischer Darstellung.

Es kommt nun für Jahre lang eine gewisse Unrast in sein Leben, auch abgesehen von den ständigen weiten Touren zu Konsultationen, Operationen und zeitraubenden Nachbehandlungen im Hause der Operierten.

Im Jahre 1595 reiste er von Köln nach Genf, um den alten Lehrer wiederzusehen, und findet dort bewunderte Aufnahme, zahlreiche Hilfesuchende und den Wunsch, von ihm über ein noch wenig bekanntes anatomisches Detail, die Bauhinsche Darmklappe eine fördernde Demonstration und klärende Interpretation zu erhalten, dem er gerne nachkam. Im nächsten Jahre treffen wir ihn wieder in Lausanne ansässig, aber schon 1598 wieder in Köln, wo er bis zum Sommer 1600 verblieb, um dann abermals nach Lausanne überzusiedeln, wo er auch an der Universität für den anatomischen Unterricht herangezogen wurde. Schon während des vorhergehenden Aufenthaltes in Lausanne hatte er Beobachtungen aufgezeichnet und für den Druck fertiggestellt, die er bei einer Ruhrepidemie 1597 gemacht hatte.

Nicht ganz verständlich ist es, daß der Mann, der nun schon von der Wasserkante bis zum Firnschnee der Alpen Ruhm genoß in dem kleinen Städtchen Peterlingen im Waadtlande (Payerne) eine Stadtarztstelle annahm und dort vom Jahr 1602 bis 1611 arbeitsame Zeiten verlebte, oft gestört freilich durch weite Konsultationsreisen. Es war wohl das Bedürfnis nach Aufarbeitung seines angesammelten Beobachtungsmaterials was ihn dorthin in die Einsamkeit zwischen Freiburg im Üchtlande und dem Neuenburger See lockte. Dort ließ er sein Ruhrbüchlein französisch erscheinen, schrieb sein Schriftchen über die Kölner Hungerkünstlerin (1604) und ließ seine wichtige Arbeit über die Verbrennungen zum ersten Male erscheinen. Hier stellte er auch das erste Hundert seiner berühmt gewordenen „chirururgischen Beobachtungen und Kuren“ zusammen, deren erstes Viertelhundert er schon 1598 hatte hinausgehen lassen.

Es war die Zeit des neuen Sammelns von Beobachtungen am Krankenbette und deren Einfügung in die alte Überlieferung unter kritischer Prüfung des Hergebrachten und voller Nutzbarmachung desselben für die Praxis, der Neuschaffung einer klinischen Kasuistik in Nachahmung hippokratischer Grundlegungen. „Schlichte Beobachtung“ schrieb vor allem der große Wundarzt vom Niederrhein auf seine Fahne, der vielleicht neben den italienischen und deutschen Sammlungen solcher Kasuistik von einem seiner Düsseldorfer lehrenden Gönner, von Reiner Sondermann (Solenander) noch persönliche Anregung empfangen hatte, von Sondermann, dem weitgereisten († 1601), der selbst seit 1588 fünf Sektionen solcher „Consilia medica“ hatte erscheinen lassen.

Die beliebteste Einkleidung solchen Beobachtungsmaterials war die Briefform, in der man es schon von Anfang an zu verabfassen pflegte, um es schon handschriftlich hinauszugeben, ehe man es im Drucke sammelte, wie Zeitschriftennummern von heute, als deren Ersatz geradezu damals die gelehrte Briefstellerei den vorwärtsstrebenden Ärzten zu gelten hat. Die Briefform trat immer mehr an die Stelle der literarischen Form der Konsilien, die mit ihrem für die Patientenwelt bestimmten Ballast der den Ärzten geläufigen Verordnungen für den eigentlichen Gelehrtenverkehr viel zu schwerfällig war und sich seit ihrer Einführung im 13. Jahrhundert langsam überlebt hatte als früheste Betätigungform selbständigen literarischen Schaffens, als die erwachende wissenschaftliche Medizin des Abendlandes die ersten Kinderschuhe auszutreten begann. Konsilien[1]) und ausgearbeitete Regimina für Gesunderhaltung und Krankheitsvorbauung wurden allmählich durch Epistolae und Observationes ersetzt. Die ersteren sind eine besonders bequeme Form, um sich völlig nach Lust und Laune über jede nur denkbare Frage der Theorie und Praxis ungehindert auszusprechen.

Auch Fabry von Hilden wählte die Briefform, gab der Sammlung aber den Titel „Observationes et Curationes", indem er sich damit auf das klinische Gebiet, seiner Neigung und seinen Zielen entsprechend festlegte, ohne dabei anatomischen, physiologischen und pathologischen Auseinandersetzungen ganz aus dem Wege zu gehen. Sein Ziel aber war der Ausbau der chirurgischen Klinik im weitesten Sinne. —

In emsiger Tätigkeit am Schreibtisch wie im Operations- und Krankenzimmer, daheim und auf Reisen waren die Jahre im Waadtlande dahingegangen; dem Rate des Städtleins Peterlingen schien mit einem Stadtwundarzte, der soviel auf Operationstouren auswärts war, so recht nicht gedient. Die Tätigkeit in Payerne erreichte im Jahre 1611 ihr Ende und Fabrizius ging zunächst wieder nach Lausanne im Frühjahr, dann im Herbst, dem Drange, die alte Heimat und die schwer leidende alte Mutter noch einmal wiederzusehen, folgend, nach dem Niederrhein — zum letzten Male. Die Mutter starb im April 1612, aber erst im Dezember konnte Fabry wieder zu den Seinen nach Lausanne

1) Auch solche hat natürlich der erfahrene Arzt Fabricius in großer Anzahl und Ausführlichkeit auf Verlangen seiner Klientel verfaßt, aber ohne sie zu publizieren. Vgl. Meyer-Ahrens z. B. S. 45.

zurückkehren, und auch in den kommenden Jahren war er viel unterwegs. Seine ärztlichen Reisen, vielfach zu fürstlichen Kranken, hatten einen gar großen Umfang angenommen und erst mit dem Jahre 1628 verzichtete er völlig darauf, nach auswärts auf Konsultationen und Operationen zu reisen.

Er war unterdessen auf Berufung des Rates der Stadt, nach Bern als Stadtarzt zu kommen, eingegangen und siedelte im Augnst 1615 für den Rest seines Lebens dorthin über, wo er noch fast 20 Jahre zu wirken vermochte, schließlich auf die Stadt selbst sich beschränkend und in stets gleichbleibendem Eifer mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Selbst in der unruhigsten Reisezeit der Jahre 1611—1613 reifte eine zweite Zenturie seiner Beobachtungen, die er 1611 in Genf erscheinen ließ, und im Jahre 1613 kam zu Basel zum ersten Male sein „Feldarzneibuch von Krankheiten und Schäden, so im Kriege dem Wundarzt fürfallen“ ans Licht. Ebendort erschien 1615 seine wichtige Abhandlung „Von geschossenen Wunden und derselben gründlichen Kuren und Heilung“ in deutscher Sprache, die Joh. Heinrich Lavater in das Lateinische übersetzte. Ein drittes Hundert seiner Beobachtungen war gleichfalls in Basel schon 1614 ausgegangen, ein viertes Hundert mit ebensoviel Briefen medizinischen Inhalts an Freunde ebenda im Jahre 1619. Am letzten Hundert seiner Beobachtungen, dem sechsten, arbeitete er schon im Jahre 1620, ließ es aber bis zum Erscheinen der Gesamtausgabe seiner Drucke liegen, während er das fünfte Hundert 1627 zu Frankfurt hinausgehen ließ. Im Jahre 1624 hatte er eine deutsche Abhandlung über den Nutzen der Anatomie zu Bern erscheinen lassen, und eine desgleichen deutsche über den Steinschnitt bei Männern und Frauen zu Basel 1626, die von einem seiner Schüler, dem St. Galler Heinrich Schobinger, in das Lateinische übersetzt wurde. Neben einer Abhandlung über die Erhaltung der Gesundheit und über einige Heilquellen (Leuk, Pfäffers, Grießbach) beschäftigte er sich in den letzten Jahren seines Lebens damit, das Fazit seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit zu ziehen und alle seine Einzelpublikationen erneut durchzusehen und zu einem großen Sammelbande in Folio zusammen zu stellen, für den er die zahlreichen von ihm neu angegebenen Instrumente neu zeichnen ließ, zweihundert an der Zahl. Alle Schriften sollten hier in lateinischer Sprache auftreten, die er völlig beherrschte und in der beispielsweise seine „Observationes“ alle vorher schon

herausgegeben waren. Anfang Oktober 1633 ging das vollständige Manuskript an den Drucker nach Frankfurt, aber, wie er es befürchtet hatte, verzögerten die schweren Zeitläufe des immer noch tobenden 30jährigen Krieges die Drucklegung und das Erscheinen. Fabricius sank am 14. Februar 1634 ins Grab und erst im Jahre 1646 erschienen zu Frankfurt a. Main im Bayerschen Verlage seine „Opera“, in den Abbildungen beschnitten und auch ihrem Inhalte nach nicht ganz vollständig, wie aus dem Verzeichnis hervorgeht, das er einem Freunde, dem Professor der Anatomie Joh. Wesling, mitgeteilt hatte. Und doch ist dies die beste Ausgabe. Die 1652 erschienene deutsche Bearbeitung ist schlecht und ungelenk; alle Abbildungen dieser Ausgabe und der späteren Lateinischen von 1682 (Genf) sind in Holz geschnitten, während in der ersten Ausgabe eine Reihe derselben von Matth. Merian in Kupfer gestochen waren.

In unablässiger Arbeitsamkeit trotz vielfacher und vielartiger Bedrängnis hat er seinen Lebensgang vollendet, eine überaus sympathische Menschenerscheinung, ein getreuer Arzt von geradezu vorbildlicher Gewissenhaftigkeit, ein echter Chirurg von Gottes Gnaden, wie anch Theodor Billroth ihn freudig nannte — die Summe auch seines chirurgisch-wissenschaftlichen Lebenswerkes geradezu enorm. Auf zahlreichen Gebieten hat er die Chirurgie grundlegend bereichert, neue Operationsverfahren ersonnen und namentlich auch den instrumentellen Apparat vielseitig ausgebildet und verbessert, wobei ihm seine große manuelle Fertigkeit und sein erfinderischer Kopf unterstützten und die Wege wiesen. Besonders wichtig sind seine Leistungen und Lehren in Betreff der Amputatio mammae, des Steinschnittes, der Amputationen der Glieder, die er auch am Oberschenkel mit Erfolg ausführte, der Frakturen und der Orthopädie. Mehr als alle seine Einzelerfolge sind von Bedeutung: seine ganze klinische Methode in der Chirurgie und seine gründliche Kenntnis der Anatomie und wie er dieselbe zur Grundlage der gesamten operativen Chirurgie machte und ihr hierdurch erst den Charakter einer Wissenschaft verlieh. Gewiß steht Fabry hinter dem großen Paré an Genialität zurück, aber was er getan, um die Chirurgie zur Wissenschaft zu erheben, noch über die Leistung des überragend größeren Franzosen hinaus, ist nicht minder unvergänglich. Jedenfalls ist Wilhelm Fabricius von Hilden

für alle Zeiten zu feiern als der erste wirklich große deutsche Chirurg.

Einer von R. Joh. Schäfer getroffenen Auswahl von ihm übersetzter chirurgischen Beobachtungen habe ich gern Aufnahme in die Reihe der Klassiker gewährt.

Leipzig, den 16. Juni 1914.

Karl Sudhoff.

Als wichtigste Literatur über Fabricius von Hilden sei das Folgende hier kurz angeführt:

Benedict, Wilhelm Fabricius von Hilden, sein Zeitalter und der Zustand der Wundarzneikunst in Deutschland während desselben. Henschels Janus, Bd. 3, Breslau 1848, S. 225—282.

Meyer-Ahrens, Wilhelm Fabry, gen. Fabricius von Hilden. Langenbeck's Archiv f. klin. Chir., Bd. VI., 1865, S. 1—66, 233—332, 585 u. 586.

P. Müller, Des Berner Stadtarztes Wilhelm Fabricius Hildanus Leben und Wirken. Rede, gehalten am 18. Nov. 1882. Deutsches Archiv f. Gesch. d. Med., Bd. VI, S. 1—25, 1883.

E. Gurlt, Gesch. der Chirurgie und ihrer Ausübung, Berlin 1898, III. Bd., S. 107—148.

R. J. Schäfer, Wilhelm Fabricius von Hilden. Sein Leben und seine Verdienste um die Chirurgie. Breslau 1904.

K. Sudhoff, Guilielmus Fabricius Hildanus. Münchner Med. Wochenschrift, 1910, No. 26.

Ed. Wiepen, Wilhelm Fabry von Hilden. Sein Aufenthalt in der Schweiz. Seine Reisen in die Heimat. Beiträge z. Gesch. des Niederrheins, Bd. 23, 1910.

Dr. Guilhelmi Fabricii Hildani Opera, quae extant, omnia. Francofurti 1646. Fol.⁰

Inhalt.

Harter Krebstumor an der Nasenseite der Augenlidspalte, glücklich exstirpiert.

I. Hundert, Observatio 2, S. 13 (s. Abb. 1 am Ende).

Im Jahre 1598 am 20. Februar bin ich in das Haus des ehrwürdigen Herrn Peter Dunantius, Diener am Worte Gottes, gerufen worden, einem 40jährigen Manne, welcher an der Nasenseite des linken Auges in der Lidspalte eine harte Geschwulst von der Größe einer Kastanie hatte, bleifarben, mit vielen kleinen Äderchen durchzogen.

Diese Geschwulst hing an der Conjunctiva, dem ersten Augenhäutchen, bis zur Regenbogenhaut hin, an der andern Seite aber an dem obern Augenlid und der Drüse, welche von den Anatomen Glandula lacrimalis genannt wird, derart, daß jener Krebstumor bei Bewegung des Auges die ganze Pupille bedeckte.

Wir haben den Kranken abführen lassen, haben auch die Vena cephalica am linken Arme geöffnet und eine passende richtige Lebensweise vorgeschrieben.

Im Beisein von M. Nicolas Fevotto und David le Clerc von Lausanne haben wir mit unserer Augenzange, deren Abbildung wir hier geben, die Geschwulst gefaßt, darauf die Zange ein wenig angezogen, das obere Augenlid umgekehrt und den Tumor mit dem eigens dazu angefertigten Messerchen bequem abgelöst.

Nachher haben wir das Weiße vom Ei mit Rosenwasser vermischt, darauf gelegt und dann mit schmerzstillenden, reinigenden und endlich mit austrocknenden Augenwässern innerhalb drei Wochen ohne Schädigung des Sehvermögens das Auge geheilt. Unterdessen aber wiederholten wir die Abführmittel einige Male, haben auch Schröpfköpfe auf die Schulterblätter und das Genick mit starken Flammen setzen lassen. Ebenfalls wandten wir über der Stirne und Schläfe ein Ableitungsmittel an.

Collyrium anodynum:

Rp. Mucil. Sem. Cydoniorum, et Plantaginis cum Aqua Rosacea extractae, Lactis muliebr. ana ℥. ij.
Camphorae et Croci, ana ℈. B. Misce et applica tepide.

Collyrium exsiccans:

Rp. Aquarum Plantag. et Rosar. ana ℥. iij.
Tutiae praeparatae Cornu Cervi usti et praepar. Cerussae lotae ana ʒ. j.
Misce, fiat collyrium.

[Ermahnung.] Hier möchte ich die Wundärzte ermahnen, daß die Kollyrien, in welche Milch hineingebracht wird, in Sommerzeiten täglich, im Winter ein über den andern Tag wieder erneuert werden müssen. Denn die Milch wird sauer und scharf und ruft dann Schmerzen und Entzündungen hervor.

Daß nicht notwendig der Tod erfolgen müsse, wenn das Gehirn verletzt oder ein Teil davon verloren gegangen ist.

I. Hundert, Observatio 13, S. 21—22.

Einige meinen, sobald das Gehirn oder die Häute desselben verletzt worden sind, müsse notwendig der Tod folgen, und suchen das mit Hippokrates zu beweisen, welcher also schreibt:[1])

„Wenn die Blase oder das Gehirn oder das Herz oder die Mittelwand des Herzens oder einer von den zarten Därmen oder der Magen oder die Leber verletzt worden sind, so ist das tötlich.“ Aber dieses Wort — tötlich —, wie Galenus bezeugt, hat Hippokrates anders gebraucht, sei es, daß es den Tod als notwendig bezeichnet, sei es, daß es auch nur das Gefährlichste andeutet.

Daß nun jede Wunde des Gehirnes, wenn sie nicht tief und bis zu den Ventrikeln durchdringt, nicht notwendig den Tod zur Folge hat, bezeugt Galenus in seinem Kommentar zu obigem Ausspruch des Hippokrates. Auch wir haben öfter dies wahrgenommen, was ich mit folgenden Beispielen beweisen will.

Das I. Beispiel. Vor 10 oder mehr Jahren, als ich bei dem vortrefflichen Wundarzte Cosmas Slotanus in Diensten gestanden habe, bin ich von ihm am 8. September des Jahres 1581 in die Stadt Langenberg geschickt worden, damit ich

[1]) Hipp. Aph. 18. sect. 6.

dort allerlei Kranke behandele. Nun wurde ich von einem Bauern Johannes Horstmann, nahe bei Hattingen, gerufen, damit ich seine Schwester besuche, welche eine Quetschwunde an dem rechten Vorderhauptbeine erhalten hatte mit Fraktur und Eindruck der Hirnschale.

Sie hatte gleich von Anfang an Erbrechen gehabt und dabei Galle, sowie auch unverdaute Speisen von sich gegeben. Die linke Seite war gelähmt und an der rechten bestanden Krampfzustände.

Als ich die Haare weggeschnitten hatte, zog ich einige Stücke der zerbrochenen Hirnschale und ein Stück vom Gehirn, so groß wie eine Bohne, aus der Schädelhöhle heraus.

Am anderen Tage ist Slotanus selbst hingekommen, und hat nach Erweiterung der Wunde noch weitere Knochensplitter wie auch einen Teil des Gehirnes, so groß wie eine Haselnuß, herausgezogen. Nachher hat Slotanus selbst noch einige Male in meinem Beisein von der Gehirnsubstanz etwas weggenommen, und dennoch ist die Kranke vollständig gesund geworden.

Das II. Beispiel. Im Jahre 1596 ist zu mir ein Mädchen gekommen mit einer großen Geschwulst an der rechten Seite des Vorderkopfes, wo die Pfeilnaht und die Kranznaht zusammenlaufen. Als ich nach der Ursache gefragt habe, antwortete sie mir, daß sie vor sechs Wochen auf einen Stein gefallen sei. Da aber weder Erbrechen noch Schmerzen, noch Fieber vorhanden gewesen, noch auch jetzt bestanden, habe ich es nicht für wahrscheinlich gehalten, daß die Hirnschale oder gar das Gehirn verletzt gewesen sei. Wie ich aber die Geschwulst öffnete, floß ein große Menge Eiter heraus. Nachher habe ich mit der Sonde einen großen Bruch der Hirnschale gefunden, und als ich merkte, daß Gefahr vorhanden war, geraten, einen Arzt hinzuzuziehen. Als dann der vortreffliche Herr Dr. Johannes Antonius Saracenus, königlicher Medicus, berufen worden war, habe ich die Haut beiseite gezogen und sehr viele Stücke der Hirnschale herausgenommen, also daß das Hirn in der Größe eines Talers bloßlag. Denn die Gehirnhäute waren vollständig zugrunde gegangen. Ich nahm im Beisein des Arztes Saracenus einige Stücke davon heraus.

Drei Wochen nacheinander habe ich täglich einige Stücke von der Gehirnsubstanz weggenommen, welche von der Natur selbst ausgestoßen worden waren, so daß an jener Stelle eine ziemliche Höhle zu sehen war. Nichtsdestoweniger erschien

dennoch die Bewegung des Gehirnes deutlich. Es ist also an der Bewegung des Gehirnes selbst gar nicht zu zweifeln. Das ganze Gehirn bewegt sich, nicht nur die Gehirnhäute.

Schließlich sind aber aus dem bloßliegenden, seiner Häute beraubten Gehirne selbst fleischige Knötchen von Linsengröße herausgewachsen, welche sich nach und nach vermehrt und aneinandergefügt haben und eine mäßig harte Fleischdecke über das Gehirn bildeten, wodurch auch die Höhle des Gehirnes selbst ausgefüllt wurde.

So schien es denn, als würde das Mädchen seine frühere Gesundheit bald wiedererlangt haben.

Dennoch, als ich Geschäfte halber anderswohin gerufen wurde, ist die Behandlung wahrscheinlich vernachlässigt worden und die Kranke nach einem halben Jahre, wie ich vernommen habe, gestorben.

Aber das ist zu bemerken, solange ich sie in Behandlung hatte, waren kein Schmerz, kein Fieber, noch andere Erscheinungen vorhanden, so daß sie ihr Hauswesen besorgen konnte, wie wenn sie völlig gesund gewesen wäre, zur Verwunderung aller derer, die der Kur inzwischen beigewohnt hatten; unter welchen besonders die berühmten und ehrwürdigen Herren Amandus Polanus, Doktor der Theologie, und der sehr berühmte Professor der Akademie zu Basel, Doktor der Theologie Hermann Lignaridus und der an der Schule zu Bern sehr hervorragende Professor Janus Antonius Saracenus, vortrefflicher Philosoph und königlicher Medicus, gewesen sind. Herr Georgius Jenischius, seiner Durchlaucht des Herrn Wenceslaw von Zerotin Medicus, außerdem Antonius Macaeus, der Apotheker, und noch viele andere, welche sich nicht genug über diesen Fall verwunderten.

Das III. Beispiel. Während der Zeit, daß diese in Behandlung stand, bin ich zugleich mit dem sehr berühmten Herrn Janus Antonius Saracenus in einen Flecken Savoyens zu einem Bauern gerufen worden, welcher bei einer geringen Quetschwunde oberhalb des rechten Vorderhauptknochens an einer sehr großen Fraktur des Schädels litt, dabei sehr heftig fieberte und delirierte, und zugleich auf der linken Seite gelähmt war. Als ich nun die Haut in Y-Form aufgeschnitten hatte, wo die Schädelfraktur war, habe ich sofort drei große Knochenstücke mit den Fingern herausgezogen. Auch habe ich in der Wunde ein Stück des Gehirnes von der Größe einer Nuß gefunden.

Sein früherer Wundarzt (denn es war schon der fünfte Tag) als er dieses gesehen, gab die Hoffnung auf Heilung auf. Als ich ihm aber zugesprochen und erinnert hatte, daß auch die Gehirnwunden könnten geheilt werden, hat er versprochen, den größten Fleiß anzuwenden. Wir haben ihm aber alles, was für die Krankheit und ihre Symptome notwendig war, anempfohlen. Das Fieber und das Delirium ließen nach, und die gelähmte Seite ist wieder in Ordnung gekommen.

Nachher aber, als die übrigen Stücke des Schädels auch extrahiert werden mußten, und der Wundarzt dieses aus Unerfahrenheit versäumte, hat der Kranke einige Wochen nachher das Fieber und die anderen Erscheinungen wiederbekommen. Wenige Tage darauf ist er gestorben und hat so des Wundarztes pure Ungeschicklichkeit entgelten müssen. Denn, wenn die Knochenstücke, wie es hätte sein sollen, herausgezogen worden wären, würde er zweifelsohne wieder vollständig gesund geworden sein.

Das IV. Beispiel. Im vergangenen Jahre 1604, im Monat Oktober, habe ich hier zu Paterniac einen Lausanner von 30 Jahren behandelt, welchem mit der scharfen Seite eines Schweizerdegens das rechte Vorderhauptbein weggehauen und dabei das Gehirn gleichzeitig mitverletzt worden war. Der linke Arm war gelähmt, und noch andere schwerere Erscheinungen waren vorhanden. Ich habe viele Fragmente des Schädels aus der Wunde gezogen. Endlich ist er durch Gottes Gnade wieder zu seiner früheren Gesundheit gelangt, nicht ohne Verwunderung vieler, welche bei dieser Behandlung zugegen gewesen sind. Unter diesen war der ehrwürdige hochgelehrte Dn. Nathanael Chambutus, Diener am Worte Gottes.

Diese Beispiele habe ich den jungen angehenden Wundärzten zu Gefallen erzählt, welche ich ermahnen möchte, daß sie niemals an der Heilung eines Kranken verzagen sollen, wie schwer auch die Krankheit sei, und obgleich sie beim ersten Anblick unheilbar zu sein scheine, wie jener Wundarzt, dessen ich im vorhergehenden Beispiel gedacht habe, als er an der Heilung seines Kranken verzweifelte. Es soll also der Wundarzt sein Vertrauen auf Gottes Allmacht setzen (jedoch vorher soll er die vorhandene große Gefahr den Anverwandten und Umstehenden mitteilen und so vorbeugen), dann die Behandlung des Kranken antreten und allen Fleiß anwenden. Und nicht durch jene gottlose Rede sich von seiner Pflicht abschrecken lassen, wie einige zu sagen pflegen: sobald keine Hoffnung

auf Gesundheit mehr vorhanden ist, soll auch keine Hand mehr angelegt werden. Denn es geschieht ja sehr oft bei den Kranken vieles, was den Alten verborgen war und wofür man keinen Grund angeben kann, wie der ehrwürdige und hochgelehrte Herr Dn. Doktor Antonius Fayus, in der Philosophie und Medizin wohlerfahren und bei den Genfern hochberühmte Professor der Theologie in einem Gedicht, welches er mir kürzlich mitteilte, so vortrefflich besungen hat. Weil dieses zu unserm Vorstehenden paßt, möge es hier seinen Platz finden.

Zu dem Spruch Averrois:

Bei den Kranken geschehen Wunder. Antonius Fayus.

Ich rede nicht, was mich nur andere Leut gelehret,
Noch was ich sonsten hab mit Ohren angehöret,
Vielmehr, was ich selbst hab erfaßt mit meinem Gesicht,
Mit meiner Hand berühret, daran verzweifle ich nicht.
Einem kräftigen Jüngling war eine Wunde in den Kopf gehauen,
So daß man auch ein Stück vom Hirn selbst konnte schauen.
Derselbe lebet doch, ist worden ganz gesund.
Wer aber fragen wollt, aus was für einen Grund
Ein solches geschehen sei, wie es sei zugegangen,
Und wollte nur dem Arzt und seiner Kunst nachhangen,
Und sagen: Melampus solches allein verricht,
Derselbe fehlte weit, dem wär zu glauben nicht,
Denn, was für Wunder oft bein Kranken sich findet,
Dasselbe hat uns schon vorlängsten angekündet
Der Araber Weisheit und ist solches offenbar
An diesem Mann allhier, der so geheilet war.

Wie aus der Entfernung einer sich bis zur Pupille des Auges hinziehenden Narbe sehr schwere Krankheitserscheinungen entstanden sind.

I. Hundert, Observatio 25, S. 27.

Ein adeliges Fräulein hatte die Kindsblattern so heftig gehabt, daß auch die Hornhaut eines Auges von Pusteln ergriffen war. Danach ist eine Narbe am Augapfel an der nasalen Seite der Lidspalte zurückgeblieben von der Gestalt eines Nagels, was die Griechen Pterygium nennen.

Die Eltern haben mich um Rat gefragt; da ich aber geantwortet hatte, daß ich hier nichts ausrichten könne, haben sie einen Empiriker hinzugezogen, welcher abstritt, daß es eine Narbe sei, sondern es eine verhärtete Materie nannte, die auf der Hornhaut aufgelagert sei und die er sehr leicht und ohne Gefahr beseitigen könne, wie er freventlich beteuerte. Die Eltern haben Vertrauen gefaßt und ihm die Tochter anvertraut. Jener hat dann, als er Hand anlegte, die Hornhaut zerrissen, worauf sehr heftige Schmerzen entstanden, Entzündung, Fieber und andere schwere Erscheinungen. Endlich sind alle Feuchtigkeiten ausgelaufen, die Häute haben sich zusammengezogen und das Auge hat sich vollständig geschlossen.

Ich habe eine sehr ehrenhafte Dame zu Köln in der neuen Gasse, namens Imkorb, kennen gelernt, welche in ihrer Jugend, wie sie es selbst oft erzählte, an den Kindsblattern gelitten hatte. Diese Krankheit hatte auch eine sich zur Pupille hinziehende Narbe zur Folge. Ein Empiriker versprach dieselbe zu beseitigen, nicht durch manuellen Zugriff, sondern mit ätzenden Arzneimitteln; die Kranke wurde ihm anvertraut, aber es sind schwerere Erscheinungen bei ihr eingetreten, die Feuchtigkeiten sind ausgeflossen, die Häute haben sich zusammengezogen und das Auge ist während der Zeit ihres ganzen Lebens verschlossen geblieben.

Wie ein Jüngling mit perforierender Augenverletzung sein Sehvermögen wiedererlangt hat.

I. Hundert, Observatio 26, S. 27.

Ich habe einen Jüngling von 15 Jahren, eines Schusters Sohn zu Genf in der St. Marienstraße, mit dem Herrn Johann Griffon, dem vortrefflichen Wundarzte, in Behandlung gehabt um das Jahr 1587, welchem das erste Häutlein des Auges an der Regenbogenhaut mit einer Schusterseul durchbohrt worden war. Dabei geschah es, daß die wässerige Feuchtigkeit sofort ausfloß und der Jüngling alsbald auf diesem Auge sein Sehvermögen vollständig verlor. Gleich im Anfange haben wir das Weiße vom Ei mit Rosenwasser und ein wenig Safran über das Auge gelegt und ein Verhütungsmittel (Präservativ) über die Stirne gestrichen, bestehend aus armenischer Erde, terra sigilata mit Rosenöl und ein wenig Wachs mit Essig zu einer

Salbe gemacht, haben auch sofort ein Klystier appliziert. Am folgenden Tage haben wir ihm eine Reinigungsarznei eingegeben und mit schmerzlindernden Mitteln die Wunde bis zum siebenten Tage und darüber behandelt. Darauf haben wir mit einem Collyrium, aus Augentrostwasser, Zucker und präparierter Tuthia die Vernarbung herbeigeführt. Hierdurch ist der Jüngling geheilt worden, ohne daß ein übler Zufall gefolgt wäre. Nicht lange nach dieser Behandlung hat er auch sein Sehvermögen wiedererlangt.

Dodonäus erzählt in seinen Beobachtungen etwas Ähnliches.

Im Jahre 1597 habe ich des Herren Matthäus Barbottus, eines Bürgers und Kaufmanns Sohn zu Lausanne behandelt. Diesem war die Hornhaut mit einem Pfeil durchbohrt worden, dort, wo die Regenbogenhaut erscheint. Es ist etwas von der wässerigen Feuchtigkeit herausgeflossen, worauf die Hornhaut sich zusammenzog und der Knabe nicht mehr sehen konnte. Die Wunde habe ich, wie oben angegeben, behandelt, und der Knabe hat nicht lange nachher sein Sehvermögen wiedererlangt.

Anmerkung. Bei diesen Kranken ist die Krystallfeuchtigkeit nicht mitverletzt worden. Diese Feuchtigkeit ist nämlich das vornehmste Werkzeug zum Sehen und sie wird von ihrer eignen Membran, die der Arachnoidea ähnlich ist, umgeben. Wenn diese zerissen wird, kann die Krystallfeuchtigkeit ihr Amt nicht mehr verrichten. Aber bei den eben angeführten beiden Fällen ist die wässerige Feuchtigkeit allein ausgelaufen, welche die Natur in den vorderen Teil des Auges zwischen das Traubenhäutchen (wo es gedoppelt und umgeschlagen ist) und die Hornhaut gelegt hat. Und weil diese Feuchtigkeit nur ein Exkret ist, welches aus jenen kleinen Äderchen ausgeschwitzt wird, die in der Traubenhaut zu sehen sind und eben an dem Ort, wo die wässerige Feuchtigkeit sich befindet, enden, so kann dieselbe wieder von neuem entstehen, besonders in der Jugend, wie denn solches auch der vortreffliche Anatom Realdus Columbus in seiner Anatomie beschrieben hinterlassen hat.

Das aber ist hier zu bemerken, daß bei einem im Pupillengebiet verletzten Augapfel das Sehvermögen nicht mehr wiederkehren kann, wenn auch die Krystallfeuchtigkeit unverletzt geblieben und die wässerige Feuchtigkeit wiederersetzt worden

ist, wie ich das bei vielen, besonders aber bei dem Aufseher des adeligen Herrn Otto Schench von Horst vor einigen Jahren wahrgenommen habe. Dieser hat sein Sehvermögen verloren, als mit einem Messer der Augapfel in der Pupillargegend durchbohrt worden war. Ich habe zwar die Wunde geheilt wie die vorigen, aber er hat dennoch das Sehvermögen nicht wiedererlangt. Denn die undurchdringliche Narbe verhindert, daß die Strahlen derjenigen Dinge, welche gesehen werden sollen, zur Krystallfeuchtigkeit gelangen können, woraus zu ersehen ist, daß man sich nicht freventlich unterstehen soll, die Narbe, die im Pupillargebiet gelegen ist, zu exstirpieren, damit nicht das Übel ärger werde, wie es aus der letztvorhergehenden Observation hervorgeht. Siehe Observatio 25.

Wie ein Fluß, der auf das Zahnfleisch hingezogen war, zum Brande und zum Tode geführt hat.

I. Hundert, Observatio 30, S. 28.

Daß die Gangrän des Zahnfleisches und des Mundes, besonders bei Knaben selten heilbar, wenn aber der kalte Brand daraus wird, unheilbar sei, haben wir in unserer Abhandlung vom heißen und kalten Brande gezeigt.[1]) Dieses aber hier an einigen Beobachtungen zu bewahrheiten, habe ich nicht für unratsam, sondern der Mühe wert gehalten.

Das I. Beispiel. Ein 4 Jahre altes Mädchen, die Tochter des wohledlen Herrn N. von Hogstein zu der Volckerdehen, welches von einer akuten Krankheit genesen war, wurde von einem heftigen Fluß ergriffen, der zum Zahnfleisch hinzog und mit Übelkeit und Kopfschmerz einherging. Ihre Eltern führten dieselbe nach Düsseldorf, wo sie die hochberühmten Herrn D. Galenus Weyer, des durchlauchtigen hochgeborenen Fürsten von Jülich, Cleve und Berg und des Erzbischofs zu Trier wohlbestellten Leibmedicus, und Cosmos Slotanus (bei welchem ich damals tätig war) ebendesselben Fürsten vortrefflicher Wundarzt, konsultirten. Das ganze Gesicht war ödematös geschwollen. An der linken Backe war eine runde Geschwulst enstanden von harter und blauer Beschaffenheit, jedoch nicht

1) „De Gangraena et sphacelo tractatus methodicus.“ 1596 in Köln in Druck gegeben (12 Auflagen).

besonders groß. Das Zahnfleisch aber und die linke Seite des Mundes war gangränös geworden. Wir haben viele Mittel, aber vergeblich angewandt, denn es war ein solch starker Zustrom von schleimiger und kalter Feuchtigkeit vorhanden, daß die eingepflanzte (natürliche) Wärme, welche durch die vorhergehende Krankheit schon geschwächt war, nicht mehr sich einstellen konnte.

Und so ist denn die Kranke endlich, nachdem das Zahnfleisch und die Lippe bis zur Nase hin weggefressen waren, aus dem Leben geschieden.

Das II. Beispiel. In Genf habe ich mit dem Herrn Janus Antonius Saracenus, dem hochberühmten Philosophen und königlichen Medicus, meinem hochgeehrten Herrn Gevatter, und dem vortrefflichen Wundarzt Johann Griffonius zusammen bei zwei Mädchen fast denselben Fall beobachtet. Bei der Behandlung ist nichts, was notwendig erschien, unterlassen worden; nichtsdestoweniger sind aber dieselben unter Fieber, Delirien, Ohnmacht, Erbrechen und Atemnot aus dem Leben geschieden.

Das III. Beispiel. Meiner Mutter Bruders Theodor auf der Kulen Sohn litt sehr heftig an einer Erosion des Zahnfleisches infolge von Skorbut; endlich ging jene Erosion in Brand über, so daß er, wie die vorigen, unter den größten Schmerzen mit anderen sehr schweren Symptomen aus dem Leben scheiden mußte. Es ist also ein recht großer Fleiß vonnöten bei dergleichen Krankheiten des Mundes, besonders bei jungen Leuten, welche der Fäulnis leicht unterworfen sind, einmal weil der Mund an sich warmer und feuchter Natur ist, aber auch weil die Konstitution der Jugend dazu neigt. Deshalb sollen junge Wundärzte vorsichtig sein, daß sie den Kranken nicht leichtsinnig etwas versprechen, was sie nicht halten können und daß sie das, was sie vermögen, getreulich verrichten.

Wie erschreckende Erscheinungen aus dem Verschlucken einer Stecknadel entstehen.

I. Hundert, Observatio 34, S. 30.

Im Jahre 1592 verschluckte aus Versehen in Hilden auf dem Schlosse Horst bei dem Kammerherrn Otto Schenck von Nideck eine 18 Jahre alte Magd eine ziemlich große Stecknadel. Hernach hoffte sie, weil sie bis zum dritten Tage keinen Schmerz empfand, daß die Nadel schon wieder durch den Stuhlgang abgegangen sei, aber sie ist kläglich getäuscht worden. Denn

am 4. Tage ist ein Schmerz entstanden, zuerst im Fundus des Magens, dann aber auch um den Magenmund herum, und so heftig und bitter war die Qual, daß sie Tag und Nacht zu schreien und zu heulen genötigt war.

Als ich nun am sechsten Tage vom Beginn der Krankheit an, hinzugerufen wurde, fand ich sie tobend unter sehr hohem Fieber, mit trockener Zunge, feuerrotem Gesicht, so sehr benommen und rasend, daß sie niemanden erkannte, noch Speise und Trank verlangte. Die klonischen Krämpfe am Halse, an den Armen und Unterschenkeln waren sehr stark und entsetzlich. Zuweilen warf sie sich von der einen auf die andere Seite des Bettes mit so großer Gewalt, daß drei besonders starke Männer sie kaum halten konnten. Sie schrie, heulte und griff mit den Händen auf den Bauch, als wenn sie denselben zerreißen wollte, und (daß ich es ausspreche) sie schien eher vom Teufel besessen, als an einer Krankheit zu leiden. Als sie nun einmal ungefähr eine ganze Stunde lang so sehr gelitten hatte, mit entsetzlichen Krämpfen und mit unglaublicher Qual von einer zur andern Seite des Bettes getrieben, und ermattet war, hat sie ein wenig geruht und lag gleichsam halbtot. Dann haben von neuem und unvermutet die früheren Erscheinungen wieder eingesetzt. Ich habe unterdessen dafür gesorgt, daß der Körper beständig mit fetten Brühlein kastrierter Tiere, ebenso mit Schleim von gereinigter Gerste, welchem ich frische Butter und Öl von süßen Mandeln beimischte, ferner mit Reis und Mandelmilch ernährt wurde. Außerdem habe ich, damit die Exkremente nicht in irgend einem Teile der Eingeweide erhärtet der Nadel hinderlich seien, leicht abführen lassen. So hat sie denn die Nadel mit Gottes Hilfe in jener Qual endlich am 14. Tage mit dem Stuhlgang von sich gegeben. Nachher haben dann die Schmerzen und die übrigen Erscheinungen nachgelassen, so daß ihre frühere Gesundheit in kurzer Zeit wiederhergestellt worden ist.

Wie durch Steckenbleiben von Fremdkörpern im Halse der Tod erfolgt ist.

I. Hundert, Observatio 35, S. 30.

Während des Essens geschieht es häufiger, daß ein Knöchelchen, eine Fischgräte oder etwas ähnliches in der Kehle stecken bleibt. Es wird dann die Luftröhre, welche sich an der Kehle

ansetzt, zusammengepreßt und das Geschöpf wird sofort ersticken müssen, was ich an folgenden Beispielen beweisen werde.

Das I. Beispiel. Im Jahre 1595 ist zu Köln einem Kaufmann beim Frühstücken ein Bissen von der Haut eines Schinkens und ein Stückchen Brot mit Salz und Pfeffer bestreut in der Kehle stecken geblieben, worauf sofort heftiger Schmerz, Krämpfe, Starrwerden entstand und endlich die Erstickung eingetreten ist.

Das II. Beispiel. In demselben Jahre hat eine Frau zu Köln, die in die Backstube eines Bäckers gegangen war und ihren Sohn an der Hand führte, einen Kuchen gekauft, den der Knabe in die Hand nahm und unterwegs verzehrte. Es ist ihm dabei ein Stückchen in der Kehle stecken geblieben, und er ist sogleich erstickt, bevor die Mutter in ihrer Wohnung angekommen war.

Das III. Beispiel. Auch gelangte in diesem Jahre einem Knaben zu Köln „auff dem Bull ben der Schildergassen" eine Bleikugel, die er herabgeschluckt hatte, in die Trachea. Ich bin zwar hinzugerufen worden, aber der Knabe ist, bevor ich hingelangte, an Erstickung zugrunde gegangen.

Wie man Knochensplitter und andere Dinge, die in der Kehle sich festgesetzt haben, entfernen soll.

I. Hundert, Observatio 36, S. 30—33 (s. Abb. 2 u. 3 am Ende).

Wie gefährlich in solchem Falle ein Aufschub ist, geht aus den vorher erzählten Fällen zur Genüge hervor.[1] Es muß also sofort Fleiß angewandt werden, damit das, was in der Kehle stecken geblieben ist, alsbald herausgezogen werde. Deshalb soll man Süßmandel- oder Oliven-Öl (man hüte sich aber Butter zu gebrauchen) in die Speiseröhre gießen. Darauf mit dem Finger, mit einer Feder oder einem ähnlichen Instrument in den Mund hineinfahren und Erbrechen hervorrufen. Denn auf diese Weise ist öfter das, was in der Kehle stecken geblieben war, beseitigt worden. Nachher muß man mit dem Mundspiegel die Zunge herunterdrücken und (wenn das Knöchelchen gesehen werden kann) es mit der gekrümmten Rabenschnabel-Zange fassen und herausziehen. Wenn es aber tiefer

1) Siehe Observatio 35.

sitzt, und mit dem Rabenschnabel nicht gefaßt werden kann, so gebrauchen einige einen neuen Schwamm von der Größe einer Haselnuß und binden denselben zusammengedrückt an einen langen und starken Faden und lassen denselben in Öl von süßen Mandeln getaucht von dem Kranken herunterschlucken, doch so, daß der Faden von dem Chirurgen mit den Fingern gehalten werde; denn so kann es geschehen, daß beim Herabschlucken des Schwammes seitens des Kranken zugleich das, was im Schlunde hängen geblieben war, auch in den Magen heruntergetrieben, wird oder, indem der Schwamm durch Anziehen des Fadens wieder zurückgezogen wird, es auch gleichzeitig herausgezogen oder durch den Brechakt wieder ausgeworfen werde. Oder es kann eine bleierne Kugel an einen Faden gebunden und verschluckt und darauf wieder herausgezogen werden, wie dieses von dem Schwamm bereits gesagt worden ist.

Nichts Vortrefflicheres oder Passenderes aber zum Herausziehen von Knochensplittern oder Fischgräten aus dem Schlunde gibt es, als dieses folgende Instrument, welches ich mit Glück angewandt habe, sowohl in andern Fällen, als auch besonders im Jahre 1603 am 16. August bei Ludwig Tissot zu Lustriac, welcher beim Abendessen ein Knöchelchen von dreieckiger Form, so dick, wie es hier abgebildet ist, heruntergeschluckt hatte.

Dieses Knochenstück war tiefer in die Speiseröhre zwischen dem letzten Halswirbel und dem ersten Brustwirbel eingedrungen und zwar so, daß es weder heruntergeschluckt noch ausgeworfen werden konnte. Die Umstehenden haben ihm gleich Schnittlauch tiefer in die Speiseröhre hineingeschoben und Erbrechen hervorgerufen, aber vergebens; so daß er die ganze Nacht in großem Schmerze und in der Furcht des Erstickens hinbrachte. Am folgenden Tage hat man ihn, beinahe erstickt, zu mir geführt. Ich habe ihm Öl von süßen Mandeln in reichlicher Menge in die Speiseröhre gegossen und auch von außen den Hals mit demselben Öl beschmiert. Nachher habe ich befohlen, ihm Hände und Kopf festzuhalten; unterdessen habe ich zunächst die Zunge mit dem Mundspiegel heruntergedrückt und das hier unten gezeichnete Instrument in die Speiseröhre hineingeschoben bis zu dem Knöchelchen und dann allmählich und langsam herumgedreht von der einen zur andern Seite, bis ich es nach und nach zur Seite des Knöchelchens tiefer heruntergebracht hatte. Darauf habe ich durch Zurückziehen das Knöchelchen auf einmal aus seiner Lage gebracht und es extrahiert. In kurzer Zeit ist der

Kranke darauf wieder genesen. Zeugen dieser Operation und Heilung sind Daniel Tavellus und Samuel Galliardus, beide Schullehrer in der Schule zu Paterniac.

Das Instrument ist eine silberne oder kupferne gekrümmte Röhre von der Dicke eines Schwanenkiels und anderthalb Schuh lang oder ungefähr soviel. Auch ist es überall durchlöchert. An seinem äußern Ende aber ist ein neuer Schwamm von der Größe einer Haselnuß festgebunden. Mit dieser Röhre können wir, wenn sie in die Speiseröhre hineingeschoben und herumgedreht und nachher herausgezogen wird, wie wir vorher angaben, ein Knöchelchen oder etwas Ähnliches entfernen. Wenn es nämlich vorkommt, daß irgend eine Öffnung der Röhre das Knöchelchen oder einen Dorn auffängt, dann wird es zugleich mit der Röhre herausgezogen; wenn nicht, so wird die scharfe Zacke des Knochens an dem Schwamm hängen bleiben und es von seiner Stelle fortbewegt, was auch ich durch den Versuch bestätigt gefunden habe, bevor ich die durchlöcherte Röhre besaß.

Ein Wink. Und wenn schon das Knöchelchen oder der Dorn nicht gleich das erste Mal, wenn wir die Röhre hineingeschoben haben, herausgezogen wird, so müssen wir dennoch nicht von der angefangenen Arbeit abstehen. Denn ich habe verschiedentlich fünf- oder sechsmal die Röhre einführen müssen, bis ich endlich das Knöchelchen von seiner Stelle bewegte und herauszog, oder (wenn das nicht geschehen konnte) es in den Magen herunterschob, was auch ohne Gefahr geschieht. Jedoch ist es besser, wenn es durch den Mund herausgezogen werden kann.

Vorsicht bei der Verrichtung ist nötig. Bei dieser Operation aber muß man umsichtig erwägend handeln, damit das Instrument nicht in die rauhe Luftröhre anstatt in die Speiseröhre eingeführt wird, was sehr gefährlich wäre. Deshalb ist es nötig, daß der Chirurg die Anatomie dieser Teile kennt. Es liegt aber die Speiseröhre den Halswirbeln auf; die rauhe Luftröhre dagegen nimmt den vorderen Teil ein. Deshalb drücke der Chirurg zuerst die Zunge mit dem Spekulum herab, und lege das Ende seines Instrumentes, wo das Schwämmchen (welches mit dem Öle von süßen Mandeln oder von Oliven vorher zu bestreichen ist) befestigt wird, den Wirbeln an und führe es leicht und sanft nach abwärts. So wird dann mit dem Instrument durch das Anbringen des befestigten Schwämmchens

die Epiglottis (das ist der Deckel des Larynx) herabgedrückt, und die rauhe Luftröhre verschlossen, bis das Instrument tiefer eingeführt worden ist.

Dem mit einem Faden befestigten Schwamme, von dem wir berichtet haben, dürfen wir aber nicht zu sehr vertrauen. Denn ich habe das Gegenteil bei der angegebenen Operation erfahren. Und wie könnte es geschehen, daß ein so leichtes Schwämmchen oder etwas Ähnliches, was eingeführt wird, in der Speiseröhre sich an dem Knochen festsetze. Ich habe deshalb den Leser ermahnen wollen, nicht einer so zweifelhaften Sache zu trauen und unterdessen den Kranken in Gefahr zu lassen. Deswegen soll der Wundarzt immer die zu dieser Operation notwendigen Instrumente in Bereitschaft halten. Es ist nämlich nicht erlaubt, in dieser Sache etwas aufzuschieben.

Wenn etwas in die Luftröhre hineingeschlüpft ist, muß man ein Niesmittel in die Nase einschieben, wie etwas Pfeffer oder Euphorbium oder weißer Nieswurz. Von sauren und zu Husten reizenden Mitteln muß man gegen die Meinung einiger durchaus abstehen. Denn der Husten wird sich von selbst genügend einstellen. Saure Stoffe aber pressen und ziehen die Speiseröhre, die Luftröhre und was sie berühren, zusammen und verengern sie. Deswegen möge ein solcher Kranker stets den Saft von Süßholz, vom Gülden Widerthon, von Veilchen oder (was ich erprobt habe) das Öl von süßen Mandeln mit gleichem Gewichte Zucker vermischt im Munde halten.

Nach der Extraktion muß die Kehle oft ausgespült werden mit abgekochtem Gerstenwasser oder mit Wasser von Wegerich, mit Rosenhonig und Maulbeersaft vermischt. Wenn Schmerz vorhanden ist, so nehme er drei- oder viermal des Tages einen Löffel voll Süßmandel- oder Rosen-Öl. Des Weines und alles dessen, was Hitze macht, möge er sich enthalten, damit nicht Entzündung und Schmerz verursacht werde. Hingegen soll er eine Brühe von Brotstückchen, von gebrannter Gerste, von Milch süßer Mandeln, von Emulsion aus den großen kalten Samen[1]) gebrauchen, sowie aus allen andern Dingen, die leicht zu schlucken und zu zerkochen sind. Wenn der Kranke jung ist und der Verdacht einer Entzündung besteht, so soll er abführen durch Einnehmen von Electuarium lenitivum oder Diacatholicum oder mit Rosensaft und mit Electuarium von Rosenlatwerg, und die

1) Melone, Gurke und zwei Kürbisarten.

Vena basilica des rechten Armes soll geöffnet werden. Von außen muß der Hals mit Rosen- oder Myrten-Öl eingesalbt und eine Salbe aus Bolus angewandt werden.

Wie sich die Wassersucht durch den Nabel entleerte.

I. Hundert, Observatio 47, S. 42—43.

An den vortrefflichen und hochgelehrten Herrn Doktor Alb. Roscium Reip, den vorstehenden und sehr berühmten Arzt der Stadt Lausanne.

Über unsern Fall von Wassersucht aus Iverdun, hochgelehrter und vortrefflicher Herr, haben wir richtig vorhergesagt. Denn ich habe gehört, daß der Kranke nach unserer Abreise nicht lange mehr gelebt hat. Deswegen sage ich Gott dem Gütigen und Mächtigen Dank, daß die Parazentese an ihm von uns nicht gemacht worden ist, weil alle dann dieser die Schuld des Todes zugeschrieben haben würden, allerdings mit Unrecht. Denn die Krankheit war schon an und für sich wegen der sehr übeln Beschaffenheit der Eingeweide, der Leber und der Milz und deren kranken Zustand, ja, daß ich nicht sage, wegen ihrer vollständigen Verderbnis, gänzlich unheilbar.

Denn wenn die inneren Eingeweide nicht gesund und nicht unversehrt sind, so hat die Erfahrung und das Experiment gelehrt, daß dieser Einschnitt meistens nur einen geringen oder gar keinen Nutzen für die Kranken hat. Denn es wird auf solche Weise nur das Wasser entleert, welches in der Höhle des Bauches enthalten ist. Die Wurzel aber und der Ursprung des Leidens bleibt in den Eingeweiden zurück. Wenn dagegen der Nabel bei den Wassersüchtigen auf natürlichem Wege allmählich zu einer Geschwulst sich erhebt und endlich aufbricht oder aufgeschnitten wird, so ist es der bequemste Weg, die seröse Flüssigkeit der Wassersüchtigen auszuscheiden und sehr oft haben gelehrte Männer beobachtet, daß solche Kranke durch dieses Mittel von ihrer Krankheit befreit worden sind. Mir sind auch Beispiele dieser Art vorgekommen, wovon ich nicht unterlassen will, das Vortrefflichste zu erzählen, weil ich weiß, daß Sie, hervorragender Herr, über derartige Fälle viel arbeiten.

Vor einigen Jahren ist zu Hilden in meiner Vaterstadt, Petrus Kickup, ein vierzigjähriger Mann, als er von einem langwierigen dreitägig wiederkehrenden Fieber geheilt worden war, wassersüchtig geworden. Als ich hinzugerufen wurde, fand ich

den Bauch in einer fast wunderbaren Größe ausgedehnt. Der Nabel hing bis zur Größe eines Gänseeies mit Wasser gefüllt heraus und der Kranke bat mich inständig, ihn mit einem Phlebotom zu öffnen. Weil ich aber bei einer so schweren Krankheit nichts ohne Überlegung und ohne Beratschlagung versuchen wollte, und ich beabsichtigte, einen Mediziner hinzuzuziehen und mit ihm betreffs Eröffnung des Nabels zu überlegen, brach unterdessen der Nabel von selbst auf und aus demselben floß drei Monate lang eine sehr große Menge seröser Flüssigkeit. Ich gab mir aber Mühe, dafür zu sorgen, daß diese Flüssigkeit allmählich fließe und legte deswegen ein zweifach gefaltetes Leinentuch auf den Nabel und hüllte ihn mit einer Binde ein, damit nicht durch unzeitiges Ausfließen des Wassers die Kräfte des Kranken, die ohnehin infolge der Schwere der Krankheit geschwächt waren, erlahmten und gänzlich vernichtet würden. So ist der Bauch mit Gottes Gnade allmählich eingesunken und hat sich endlich vollständig wieder hergestellt, und der Kranke hat noch einige Jahre hindurch gesund gelebt. Erst an einer Brustfellentzündung, die ihn heftig ergriffen hat und wofür er keine Mittel anwandte, ist er gestorben. Nach dem Tode fand ich, als ich den Leichnam selbst geöffnet hatte, daß die Nabelvene, welche in der Jugend in ein Band sich zu verwandeln pflegt, so sehr erweitert war, daß ich sehr leicht einen Gänsekiel hätte durch dieselbe hineinschieben können. Hieraus erhellt, daß nicht allein das Wasser aus der Höhle des Bauches sondern auch die Eingeweideflüssigkeit, welche vorher in der Leber selbst eingeschlossen war, durch diesen Durchbruch des Nabels entleert worden ist. Möchte also doch bei Wassersüchtigen mit einer besonderen Kunst und mit Sorgfalt die Öffnung des Nabels vorgenommen werden.

Aber hierüber wollen wir ein andermal mündlich zusammen reden. Unterdessen lebt wohl, getreuester Herr und fahret fort, mich wie bisher zu lieben. Gegeben zu Paterniac, der Hauptstadt der Helvetier, am 9. September im Jahre 1603.

Euer Euch innigst ergebener

Wilh. Fabricius von Hilden.

Wie aus der Wassersucht ein Verschluß der Sehnerven entstand und wie dieselbe Wassersucht durch sehr starkes Nasenbluten heilte.

I. Hundert, Observatio 50, S. 43.

Leutgen von Fennhausen nahe bei Hilden, ein recht starker und blutreicher Mann von 30 Jahren bekam eine sehr heftige allgemeine ödematöse Auftreibung, so daß er vom Scheitel bis zu den Füßen geschwollen war. Es sind dann die Sehnerven verstopft worden und er ist nach und nach blind geworden. Als ich nun zusammen mit dem hochberühmten und gelehrten Herrn Johann Slotanus, dem Doktor der Medizin, gerufen wurde, sahen wir beide, daß zunächst die Wassersucht geheilt werden müsse, da diese die hauptsächlichste Krankheit und die Ursache der Blindheit war. Die Kur wurde mit Tränken begonnen, welche abführen und vorbereiten, und nicht mit reizenden Mitteln. Aber bevor wir kräftigere Mittel anwandten, entstand eine Blutung aus der rechten Nase so stark, daß plötzlich über 4 Unzen Blut herausfloß, worauf der Kranke in Ohnmacht fiel. Als ich gerufen wurde, habe ich ihn halbtot gefunden. Als aber dennoch die Blutung gestillt worden war, kehrten nicht nur seine Kräfte wieder, sondern er ist auch von der Wassersucht ohne den Gebrauch irgend welcher anderer Heilmittel in kurzer Zeit geheilt worden. Aber weil er von da an alle Heilmittel verweigerte, ist er von seiner Blindheit nicht vollständig befreit worden und zwei Jahre nachher an einem andauernden Fieber gestorben.

Wie ein Abszeß im linken Hypochondrium mit sehr heftigen Kolikschmerzen einer Darmverschwärung und Ausfließen von Exkrementen durch die Geschwürsöffnung glücklich geheilt wurde.

I. Hundert, Observatio 54, S. 44—45.

An den vortrefflichen hochberühmten Herrn Doktor Galenus Weyer, des Hochwürdigsten Kurfürsten zu Trier usw., wie auch des Durchlauchtigen Fürsten zu Jülich, Cleve und Berg Leibarzt.

So oft ich, hochgeehrter und vortrefflicher Herr, daran denke, wie sehr mir derselbe zugeneigt und wie er mich geliebt von meinen Jugendjahren an (ähnlich, wie sein Herr Bruder Heinrich Weyer, Kurfürstlich Trierischer Leibmedicus),

wünscht mein Herz lebhaft darnach, Zeichen meiner Dankbarkeit wenigstens durch Briefe Ew. Exzellenz an den Tag zu legen. Jedoch es halten mich davon ab und stehen mir entgegen Eure sehr hohen Amtsgeschäfte, häusliche Angelegenheiten und unermüdliche Studien, so daß ich Sorge habe, mit meinem unnützen Gerede möchte ich eher Widerwillen erregen, als daß ich irgend einen Trost oder eine Freude hervorriefe. Weil ich aber weiß, daß Ew. Exzellenz sich gerne mit medizinischen und chirurgischen Sachen befaßt, wenn es nur etwas Seltsames betrifft und würdig einer Betrachtung und ruhigen Überlegung ist (denn Ew. Exzellenz haben mir oft von demjenigen, was Sie in Frankreich und in Italien, besonders zu Florenz, erfahren und wie man das eine oder das andere verrichten solle, freundlichst mitgeteilt, als ich noch bei dem Herrn Cosmas Slotanus, dem ausgezeichneten Chirurgen in Dienst war). Deswegen wage ich es, Euch vertraulich eine keineswegs gewöhnliche Sache mitzuteilen, welche mir neulich unter die Hände kam, und welche durch Gottes Gnade glücklich ist geheilt worden.

Im Jahre 1601, im Monat Oktober, ist Nicod. Estopey, ein Dorfbewohner aus Trey, ein fünfzigjähriger, sehr starker Mann, unter einem sehr heftigen, kolikartigen Schmerze, besonders unter den falschen Rippen der linken Seite und an Verstopfung des Leibes erkrankt. Als er aber keine geeigneten Mittel anwandte und die Exkremente so sehr erhärteten, daß sie nicht durch die Enge (welche der ausgezeichnete Anatom und Botaniker Casparus Bauhinus als erster in dem Colon beobachtete) kommen konnten, haben sich in diesem Teile des Darmes Massen von Exkrementen und Flatus angehäuft, daß heftig schneidender Schmerz und Qual entstanden. Darauf ist ein starkes anhaltendes Fieber gefolgt, desgleichen Erbrechen, häufige Übelkeit, Delirien und andere schwerere Erscheinungen, so daß augenscheinliche Lebensgefahr bestand. Im Colon steigerte sich die Entzündung und führte zur Abszedierung; durch die Abszeßöffnung kamen zugleich Exkremente und einige Würmer zutage. Als ich nun durch Briefe des ehrwürdigen und berühmten Herrn Johann Merula, des unermüdlich tätigen Pfarrers zu Peterlingen, wie auch von Abraham Estopeo, dem Schullehrer berufen worden war, habe ich den Kranken in äußerster Ermattung gefunden.

Denn außer den oben angegebenen Erscheinungen flossen zwei ganze Monate lang die Exkremente selbst durch das Ge-

schwür heraus. Durch den Gebrauch innerlicher und äußerlicher Mittel haben aber dennoch der Schmerz, das Fieber und die anderen Erscheinungen allmählich nachgelassen, so daß in einem Zeitraum von 3 Monaten, Gott sei gedankt, seine frühere Gesundheit, ohne daß eine Fistel zurückgeblieben wäre, wiederhergestellt worden ist. Hiervon genug!

Ferner will ich überdies noch einiges vertraulich und freundlichst berichten über die Ausziehung einer toten Frucht, die ja Celsus, und nicht unrichtig, zu den schwersten Operationen zählet. Dennoch wage ich es frei zu bekennen, daß ich diese in leichtester Weise, mit Gottes Hilfe, ausführen kann. Denn weil ich häufig in diesen Orten zu dergleichen Kuren berufen werde, so sinne ich täglich auf äußerst bequeme Mittel und Wege, um solche Verrichtungen und Kuren zu einem glücklichen Ausgange zu bringen. So habe ich mir vorgenommen gehabt, hochgelehrter und hocherfahrener Herr, über diese beiden chirurgischen Hauptstücke Euch zu schreiben, nicht allein, damit ich Euch bei dieser Gelegenheit nach so langem Stillschweigen wieder spreche und bezeuge, wie glücklich ich sei, zu erfahren, wie es mit Eurer Gesundheit und Euren Angelegenheiten stehe; sondern auch damit ich Euer Urteil über diese Hauptstücke erfahre. Übrigens bin ich damit beschäftigt, ein Hundert chirurgischer Beobachtungen und Erfahrungen in Druck zu bringen. Auch gedenke ich über jene Methode der Ausziehung der Frucht einen besonderen Traktat zu schreiben. Über den kalten und heißen Brand habe ich auch einen Traktat in deutscher Sprache in Vorbereitung, der viel ausführlicher wie die vorigen ist und den ich, wenn Gott das Unternehmen begünstigt, ins Lateinische übersetzen will. Wenn Exemplare aus der Druckerei kommen, werde ich mir die Ehre geben, Euch deren eines zu schenken.

Lebewohl, Sproß des Asklepios, bleibet treu mir, wie bisher. Gegeben zu Peterlingen in der Schweiz, den 6. März 1602.

Ew. Exzellenz dienstergebener
und gehorsamster
G. Fabricius Hildanus.

Anmerkung. Bei obiger Kur und Heilung, wodurch vorhergesagter Nicod. Estopey durch Gottes Hilfe bis heute, bis zum Jahre 1605, gesund geblieben ist, waren außer den übrigen bereits erwähnten als Zeuge zugegen Nathanael Chambutus, Diener am Worte Gottes und des Kranken Pfarrherr.

Wie durch einen Krebs und durch ein krebsiges Geschwür in der Blinddarmgegend ein Darmleiden entstanden ist.

I. Hundert, Observatio 61, S. 49.

Ich habe den Sohn des Theodor auf der Koulen in Hilden einige Male besucht, welcher seit mehreren Jahren an einem bleibenden und fortwährenden Schmerze unterhalb der Lebergegend litt. Als derselbe nun infolge sehr schweren Darmleidens gestorben war, hat man mich hinzugerufen, damit ich die Ursache des vorhergegangenen Schmerzes feststellen sollte. Als ich den Leib geöffnet, habe ich gefunden, daß der Blinddarm zusammengeschrumpft und in den Dünndarm hineingezogen war und denselben so sehr ausfüllte, daß aus den obern Eingeweiden zum Kolon nichts herabdringen konnte: daher der Kolikschmerz. Als ich schließlich den Dünndarm aufgeschlitzt und den Blinddarm herausgenommen hatte, fand ich denselben überall entzündet und angeschwollen. Außerdem war eine geschwürig zerfallene Verhärtung vorhanden, oder vielmehr ein zerfallener Krebs im Fundus des Blinddarmes selbst zu sehen.

Anmerkung. Es sind verschiedene Ursachen für den Leibschmerz, den einige „Miserere mei" nennen, festgestellt worden. Vornehmlich aber ist es die Zusammenziehung und der Verschluß des Dünndarmes. Um nun den Grund dieser Tatsache ausfindig zu machen, habe ich verschiedene Leichname mir angesehen, und wie sehr abscheulich der Gestank auch meistens war, daß man kaum alles genau besichtigen konnte, so habe ich doch bei allen bis jetzt beobachtet, daß der Anfang und der Ursprung dieser Krankheit um den Blinddarm herum gelegen ist, das heißt in dem Säcklein, welches wir am Ende des Dünndarmes und am Anfange des Kolons sehen.

Deshalb glaube ich, daß die Klappe, (welche der vortreffliche Anatom und ausgezeichnete Botaniker Casparus Bauhinus im Anfangsteil des Kolons gefunden hat), zunächst infolge der Entzündung des Blinddarmes so sehr zusammengezogen und abgeschnürt wird, daß gar nichts von den Exkrementen durchgehen kann, daß dann die Entzündung derart zunehme, daß schließlich der ganze Dünndarm, ja auch die umliegenden Teile vom heißen und kalten Brande ergriffen werden. Dieses habe ich bei allen beobachtet, welche ich bis jetzt sezierte, nur nicht bei dem vorhin erwähnten Knaben.

Wie ein Kind beim Austritt aus der Gebärmutter dieselbe zerreißt und mit dem ganzen Kopfe in die Bauchhöhle fällt und durch den kontrahierten Uterus erstickt und festgehalten wird.

I. Hundert, Observatio 64, S. 51.

Im Jahre 1593, am 21. April, habe ich zu Köln, in Gegenwart der vortrefflichen hochgelehrten Herren Johann Slotanus und des Henricus Palantius, Doktoren der Medizin, die Gattin eines Goldschmiedes seziert, welche in der Speckgasse wohnte und infolge einer Geburt gestorben war. Die Gebärmutter wurde infolge Durchbruch des Kindes zerrissen gefunden und der Kopf desselben war in die linke Seite der Bauchhöhle gelangt und weil der Teil der Gebärmutter voller Nerven ist, so hat er sich um den Hals des Kindes zusammengezogen, wodurch dasselbe ohne Zweifel erstickt ist. Die Mutter hatte ganze 11 Tage in Wehen gelegen, die Hebammen und ich selbst waren schließlich tags vor dem Tode vergeblich hinzugezogen worden, und weil das Kind schon lange vorher abgestorben war, war im Uterus selbst nur der linke Arm zu finden, welcher heraushing.

Anmerkung. Nachträglich habe ich einiges von einer Hebamme und von andern Weibern, welche bei der Gebärenden kurz vor dem Tode zugegen waren, erfahren, welches ich hinzuzufügen für nützlich halte. Sie sagen aber, daß die Gebärmutter dieses Weibes einen sehr engen Muttermund gehabt habe, und da das Kind groß war, war es nicht imstande, durch die enge Passage hindurchzukommen, trotz sehr starker Wehen. Jene Enge aber war zum Teil eine natürliche, zum Teil aber auch rührte sie von dem Alter her (denn sie war damals ungefähr 37 Jahre alt und vorher niemals schwanger gewesen), wie ich annehme. Vorher war ihr von einem Weibe ein sehr wirksames Mittel zur Austreibung des Fötus verabreicht worden, wodurch die Wehen und der Drang der Gebärenden derart verstärkt und die Frucht so sehr bewegt wurde, daß sie mit Gewalt einen Ausgang suchte, aber den Weg gar zu sehr verengt fand und den Uterus zerriß. Hieraus geht klar hervor, daß ein derartiges Mittel nur mit Klugheit und großer Überlegung angewandt werden darf. Vor allem aber muß man untersuchen, ob der Genitalapparat in guter Ordnung ist, ob der Fötus auch eine solche Lage hat, daß er mit Hilfe der Natur und der Arznei ausgetrieben werden könne; denn wenn der

Weg gar zu eng befunden wird, muß, bevor der Trank verabreicht wird, derselbe erweitert, erweicht und schlüpfrig gemacht werden. Wenn aber der Fötus entweder quer oder schräg oder in anderer widernatürlicher Weise liegt, so muß er mit der Hand, die mit Öl von weißen Lilien oder von süßen Mandeln zu bestreichen ist, in seine natürliche Lage gebracht werden, bevor man jene heftig wirkenden Tränke gibt.

Dieses habe ich den jungen Doktoren und Chirurgen zu Gefallen und zum allgemeinen Nutzen allen zugänglich machen wollen, bis wir unsern Traktat von der Ausziehung einer toten Frucht herausgeben und darin vieles Besondere und für diese Operation Nützliche erklären werden.

Wie infolge eines Krebses der Gebärmutter Schwierigkeiten im Geburtsakt entstehen.

I. Hundert, Observatio 67, S. 51.

Eine ehrenhafte Frau zu Lustria am Ufer des Genfer See's befand sich ganze 6 Tage in Geburtsnöten. Als ich schließlich hinzugerufen wurde, fand ich sie in den letzten Zügen liegend. Denn in eben derselben Nacht ist sie aus dem Leben geschieden. Am folgenden Tage aber habe ich den Leib geöffnet. Ich fand die Gebärmutter zerrissen und den Kopf des Kindes in die Bauchhöhle ausgetreten. Die Ursache dieser Schwierigkeit im Geburtsakt aber war ein Scirrhus, welcher beinahe die Größe des Kindskopfes erreichte, jedoch haftete derselbe der Gebärmutter nicht in dem Maße an, wie in einem vorher beschriebenen Falle.[1]) Dieser Scirrhus war nun das Hindernis, daß sich der Uterus zur Zeit der Geburt nicht genügend hatte ausdehnen können und der gewaltsamen Bewegung des Fötus bei der Gebärenden nicht standhielt.

Die Eröffnung und Heilung eines geschlossenen Afters bei einem Kinde.

I. Hundert, Observatio 73, S. 54.

Im Jahre 1593 bin ich nach Mettmann nahe bei Düsseldorf im bergischen Herzogtum gerufen worden, damit ich ein Kindchen besichtige, welches, mit verschlossenem After geboren,

1) Obs. 66, die von Sterilität, durch Uteruskrebs bedingt, handelt.

bereits bis zum 6. Lebenstage durch sehr große Beklemmung infolge von Kolik gequält wurde und (daß ich es kurz sage) in Lebensgefahr sich befand. Der Bauch war nämlich aufgetrieben und ausgedehnt, Ohnmacht und kalter Schweiß vorhanden, der Anus mit einer sehr derben Haut überzogen, in welcher fast kein Anzeichen oder die Spur eines Anus außer einem bläulichen Flecke sichtbar war. An dieser Stelle habe ich einen kleinen Einschnitt mit einem Schermesser gemacht (damit nicht der Sphincter verletzt würde), das um die Schneide mit Leinwand umwickelt war. Darauf habe ich das Mastdarmspeculum eingeführt und das übrige erweitert. Alsbald ist dann ein Gemisch von Exkrementen ausgeworfen worden. Unmittelbar darauf ist der Bauch beigefallen und die übrigen Erscheinungen sind vorübergegangen. In den Anus habe ich schließlich einige Tage hintereinander eine mit einer austrocknenden Salbe umstrichene bleierne Sonde eingeführt aus Bleiweiß, Mennige, Diapompholyx und dergl. Als mit diesen Mitteln eine Vernarbung geschaffen worden war, ist völlige Gesundheit eingetreten.

Über die Heilung der Bißwunde eines tollen Hundes.

I. Hundert, Observatio 87, S. 66—67.

Daß der Biß eines tollen Hundes sehr gefährlich sei, bezeugen nicht nur die Erfahrung, sondern auch alle, welche hierüber geschrieben und berichtet haben. Deswegen ist es nötig, sofort von Anfang an mit der Behandlung zu beginnen. Weil ja nun einmal (wie Dioskurides und alle Medici angeben), wenn die gebräuchlichen Mittel in den ersten Tagen unbenutzt gelassen werden, es vergeblich sein wird, sowohl das Fleisch mit einem scharfen Instrumente zu umschneiden, als auch einen Versuch mit dem Brennen zu machen, so werde ich an einem Beispiele kurz zeigen, nach welcher Methode ich schon einige Male dergleichen Bißwunden geheilt habe.

Im Jahre 1602 am 30. Juli ist ein junger Mann namens David Willometus aus Paterniac nahe am rechten Ellenbogen von einem tollwütigen Hunde verwundet worden. Er kam am 1. August zu mir. Ich habe alsbald alles vorbereitet und bin folgender Weise verfahren. Zuerst habe ich die Bißwunde angebrannt und einen Schröpfkopf mit starker Flamme aufgesetzt und soviel Blut herausgesogen, wie möglich war. Darauf habe ich

den ganzen Arm mit Wasser und Essig zu gleichen Teilen, worin Theriak und ein wenig Meeressalz aufgelöst war, abgewaschen. Denn der Speichel eines tollwütigen Hundes, wenn er auf irgend einem Teile der Haut eingetrocknet ist, und wenn er nicht beizeiten und sorgfältig abgewaschen und beseitigt wird, ist fähig, Tollwut zu verursachen. Nachher habe ich die Bißwunde mit einem Glüheisen ausgiebig und tief ausgebrannt.

Ermahnung. Hier will ich die angehenden Wundärzte ermahnen, daß sie sorgfältig vorgehen, damit sie nicht zu leicht und oberflächlich eine solche Bißwunde ausbrennen, sondern daß sie eher sich vergehen in dem Zuviel als in dem Zuwenig. Denn da die Krankheit die gefahrvollste ist, erfordert sie auch das radikalste Mittel. Ich rede, was ich erfahren habe. Denn die Tochter des Sebastianus Cuisinerus (die ich vorher erwähnte) hat vergeblich das Brennen ertragen müssen, welches von einem alten Weibe, das eine Kurpfuscherin war, angewandt wurde, weil es nicht tief genug geschehen war. Es muß also energisch und tief genug gebrannt werden, wenn es nur der affizierte Teil verträgt, und stark glühend muß das Eisen sein, um die Worte von Galen zu gebrauchen[1]). Insbesondere, da zwei Gefahren aus einem geringen Gebrauche des Glüheisens entstehen. Denn jenes Gift wird nämlich nicht genügend beseitigt und die von dem Hunde zurückgelassene Bösartigkeit bringt gar zu bald ein Geschwür hervor. Hier bleibt also eine gewisse Menge von dem Gifte in dem verletzten Teile zurück, wo es schließlich um sich greift und auf die edlen Teile übergeht und dieselben schädigt.

Jetzt aber wollen wir wieder zu unserer Methode zurückkehren. Nach dem Brennen bin ich nicht so sehr bemüht gewesen den Schmerz zu lindern. Denn geschmeidige und den Schorf erweichende Sachen, wie Butter, Öl und dergl. bewähren sich nach meiner Erfahrung viel weniger als kühlende und zurücktreibende Mittel bei dergleichen Wunden. Jene nämlich verhindern die Ausdünstung und Verdampfung des Giftes, und treiben das Blut und mit ihm das Gift zu den edlen Teilen. Und weil jeder Schmerz das Blut und die Feuchtigkeiten aus dem Körper (wie Galen solches bezeuget) an sich zieht, ist es wahrscheinlich, daß der Schmerz solchen Wunden nützlich sei, wenn er erträglich ist. Daher habe ich nach dem Brennen Baum-

1) Im Buch über Theriak an Piso.

wolle getränkt mit Branntwein, worin Theriak zerteilt war, auf die Wunde gelegt. Nachher das folgende Pflaster, auf Leinwand gestrichen, aufgelegt:

Pflaster.

Rp. Cepae aliquantum subae prunis coctae, Fermenti, Farinae sinapi ana ℥. j. Theriac. ℥. β. Foliorum Rutae et Scordij, ana M. s.

Misceantur in mortario, addendo parum mellis.

Am folgenden Tage habe ich mit einem Messer den Schorf, wo und wieviel auch immer es geschehen konnte, umschnitten und darauf die vorhin erwähnten Arzneimittel angewandt und bin so bis zum Grunde der Verschorfung vorgeschritten. Nachher habe ich, damit die Ränder des Geschwüres nicht zusammenwachsen könnten, zweimal am Tage eine Erbse eingelegt, wie man es in den Fontanellen zu tun pflegt und das vorher beschriebene Pflaster angewandt. Auf diese Weise habe ich das Geschwür 3 Monate lang offen gehalten. Unterdessen habe ich aber dennoch zu verschiedenen Zeiten, nämlich jede Woche zweimal oder dreimal, auf das Geschwür folgendes Pulver gestreut.

Pulver.

Rp. Pulver. praecipitat. Lapidis. bezoardici, Pulv. radicum, Angelicae ana ℈. j. Misce.

In wunderbarer Weise zieht nämlich dieses Pulver das Gift aus der Tiefe an sich und ist dem Gifte zuwider. Durch den Mund habe ich Arzneien eingegeben, welche Gegengifte sind, wie Theriak, Mithridat, gebranntes und präpariertes Hirschhorn und Bezoar-Stein.

Auch folgendes Pulver, mit Wasser von Buglossa oder Borago hergestellt, wird von den alten und modernen Ärzten gar sehr gelobt.

Rp. Cineris. cancrorum. fluviatilium ℥. X.
Radicis gentianae ℥. V.
Olibani ℥. j. Misce, fiat pulvis tenuissimus.

Ich habe nicht die Ader geöffnet noch habe ich abführen lassen, damit nicht das Gift von den äußern Teilen zu den innern hingezogen werde. So ist er durch Gottes Gnade geheilt worden und bis zu dem Tage hin, wo ich dieses schreibe, am 16. März 1605, erfreut er sich einer guten Gesundheit.

In derselben Zeit habe ich den Bruder dieses Jünglings, welcher von demselben Hunde an sieben Stellen gebissen worden war, nach der vorher angegebenen Methode behandelt. Dieser ist nach der Heilung ein ganzes Jahr gesund geblieben, bis er infolge von Brustfellentzündung starb.

Jetzt habe ich eine 50jährige Dame aus Paterniac in Behandlung, welche von einem tollen Hunde an vier verschiedenen Stellen gebissen worden ist und sehr schwere Erscheinungen hat. Wie aber der Ausgang dieser Kur sein wird, darauf warte ich noch und ich werde es seiner Zeit, mit Gottes Hilfe, beschreiben.

Über die Lagerung der gebrochenen Schienbeine.

I. Hundert, Observatio 93, S. 71—72.

Es begehen einige Wundärzte einen nicht geringen Fehler bei der Behandlung von Schienbeinbrüchen, da sie das Schienbein aufrecht stehend auf das Sprungbein hinstellen wollen; aus welcher Stellung folgende Nachteile erfolgen: Erstens nämlich geschieht es, daß der Kranke mit der Zeit einen heftigern Schmerz in dem Sprungbein ertragen muß, als in der Fraktur selbst, und zwar wegen der empfindlichen großen Sehnenstränge, welche am Sprungbein sich ansetzen. Jener Schmerz aber ziehet viel Säfte an sich, welche im Gelenke selbst und in den Zwischenräumen zwischen den gebrochenen Beinknochen und zwischen den Bändern zurückgehalten werden (stagnieren). Ferner weil bei dieser Stellung die Venen und Arterien komprimiert werden und hierdurch dem affizierten Teile seine Wärme gewissermaßen entzogen wird, so müssen notwendig diese Säfte im Gelenke selbst und in den Zwischenräumen zwischen den Knochen sich eindicken und erkalten. Deshalb wird nach der Heilung des Knochenbruches dem Fuße eine neue Beschwerde hinzugefügt. Es wird nämlich das Gelenk nur mit Mühe und Beschwerden bewegt werden können und es folgen noch einige andere sehr unangenehme Erscheinungen.

Vor einigen Jahren habe ich mit dem sehr berühmten Herrn Janus Antonius Saracenus, dem Marcus Offredus und dem Andreas Bonetus, Doktoren der Medizin, einen vom Adel behandelt mit Namen Henricus Balbanus. Dieser litt an einigen Geschwüren am Schienbein, welche infolge jener aufrechten Stellung des Beines den Brand bis zum Sprungbein

hin verursacht hatten, was ihm selbst und uns nicht wenig zu schaffen machte, so daß wir genötigt waren, ihm das Schienbein zu amputieren. Die aufrechte Stellung des Beines war aber die Hauptursache dieses Übels. Denn zuerst hat sie einen Schmerz am Sprungbein hervorgerufen, welcher die Säfte und das Blut an sich zog und darauf ist eine Entzündung gefolgt. Dann ist der Talus infolge der Stellung des Beines zerdrückt und gequetscht worden. Drittens sind die Venen und Arterien infolge eben dieser Stellung gedrückt und gepreßt worden, welche durch das Bein selbst und durch das Mark des Schienbeines gehen, so daß das Blut und der Lebensgeist nicht frei zum Sprungbein herabsteigen konnten. Auch die beständige Streckung des Schienbeines hat nicht wenig hier dazu beigetragen, denn, wenn die Gefäße auseinander gespannt sind, kann die innerliche Wärme und das Blut nicht zu dem affizierten Teile gelangen; so erkaltet darauf endlich derselbe und geht zugrunde. Ferner, daß infolge dieser Streckung der Gefäße, der affizierte Teil erkalten kann, geht daraus hervor, daß, wenn jemand beim Reiten in der kalten Jahreszeit die Füße längere Zeit in den Steigbügeln hält, dieselben sehr stark erkalten, wenn er sie aber außerhalb der Steigbügel herabhängen läßt, so werden sie alsbald wieder warm. Das Blut nämlich und die Wärme kehren, wenn die Gefäße selbst offen sind, zu den Füßen zurück. Es sollen also die Chirurgen darauf achten, daß sie nicht zu sorgfältig (wie es die in dieser Kunst Unerfahrenen zu tuen pflegen) diese Stellung bei Schienbeinbrüchen einnehmen lassen. Wenn aber das Schienbein mit Binden, Pflästerchen und Werg eingehüllt und in die hierzu geeigneten Schienen hineingelegt worden ist, dann ist (wie Galenus in seiner Methode des Heilens Buch 6 lehrt) diejenige Stellung zu wählen, welche am wenigsten schmerzhaft ist. Deshalb muß das Schienbein bald auf diese, bald auf jene Seite gelegt werden, damit der Kranke sich einmal auf die eine und das andere Mal auf die andere Seite legen kann. So können viele Zufälle vermieden werden.

Wie Syphilis durch ein Kleidungsstück eines mit derselben Krankheit Infizierten übertragen wurde.

I. Hundert, Observatio 100, S. 75.

Daß die Syphilis durch Gewandstücke, die mit Schweiß oder Eiter von Geschwüren infiziert sind, hervorgerufen wird, ist durchaus nichts Seltenes. Das habe ich selbst einige Male beobachtet. Hier möge zur Demonstrierung dieser Gefahr ein einziges nicht alltägliches Beispiel dienen.

Ein 15jähriges Mädchen aus einer adeligen Familie feierte zu Düsseldorf in Gesellschaft von Adeligen Fastnacht. Dabei geschah es, daß die Jünglinge die Kleider der Jungfrauen und hinwiederum die Jungfrauen die Stiefel und Kleider der Jünglinge anzogen. Nicht lange nachher trat bei dem Mädchen, das Kleider dieser Art getragen hatte, um die Schamteile herum Schmerz und Jucken auf und es entstanden Pusteln und bösartige Geschwüre. Der Mutter wagte sie jedoch aus Schamgefühl hierüber keine Mitteilung zu machen. Sie konnte schließlich wegen der Zunahme der Geschwüre und wegen der Heftigkeit des Schmerzes nicht mehr gehen. Als ich dann herbeigerufen wurde, fand ich, daß die äußere Scham und ein Teil des Mutterhalses und der Blase bis in das Rectum hinein durch ein äußerst stinkendes Geschwür zerfressen waren. Auch die Sphincteren der Blase und des Mastdarms waren zerstört. Infolgedessen flossen bald der Urin, bald die Faeces unwillkürlich ab. Es war ein scheußlicher Zustand. Außer den Geschwüren bestanden die heftigsten Schmerzen, andauerndes hohes Fieber, Schlaflosigkeit und Übelkeit und Widerwillen gegen Speise. Und in diesem Elend ist das Mädchen innerhalb weniger Tage gestorben.

Als aber vor ihrem Tode die Eltern sorgfältig mit mir die Ursache dieser Krankheit zu erforschen suchten und von dem Mädchen selbst erfahren wollten, ob sie sich in geschlechtlichem Verkehre diese Krankheit zugezogen hätte, hat sie es mit vielen Eiden beteuert, daß sie niemals einen Mann erkannt habe. Und es wurde dann durch Nachforschung festgestellt, daß der Jüngling (dessen Hosen das Mädchen wider Ordnung und Sitte zu seinem eigenen Verderben angezogen hatte) durch Syphilis sehr schwer infiziert gewesen war.

Einige Beispiele, welch schwere Erscheinungen nach Depressionsfrakturen des Schädels entstanden sind.

II. Hundert, Observatio 3, S. 78.

I. Beispiel. Im Jahre 1577 wurde ein vierzigjähriger Mann zu Neuß im Bistum Köln von einer $1^1/_2$ Pfund schweren Eisenkugel an das linke Schläfenbein getroffen. Mit einer sichtbaren Depression und Fraktur des Schädels stürzte der Verletzte wie tot hin und verlor alsbald die Sprache, das Gesicht und das Gehör. Auch zeigte sich an der gegenüberliegenden Seite eine Lähmung. Die Behandlung bestand in einer Erhebung und Aufrichtung des Schädelknochenbruchstückes in seine natürliche Lage. Nach einigen Tagen kehrte die Sprache zurück und es verschwanden nach und nach alle andern Störungen, so daß der Patient seine frühere Gesundheit wiederbekam.

II. Beispiel. Fast um dieselbe Zeit wurde zu Neuß auf dem Lande in dem Schloß Seillikum ein Knabe von 14 Jahren von einem Pferde gegen den Scheitel getreten, wodurch ein unbedeutender Eindruck des Schädels entstanden war. Da aber von Anfang an diese Erscheinung kaum hervortrat und die Wunde gerinfügig war, beachtete man die Verletzung nicht. Als aber nach einigen Tagen die Krankheitserscheinungen schwerer wurden, zog man den Herrn Johann Dümgens (bei welchem ich damals Chirurgie erlernte), hinzu. Wir trafen den Knaben fiebernd an mit Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und Unruhe. Die Wunde war entzündet, vertieft und mit Eiter angefüllt, der Schädel aber eingedrückt. Unter allmählichem Steigen des Fiebers, Delirien und Lähmung der einen Seite ist schließlich der Verletzte gestorben.

III. Beispiel. Im Jahre 1601 ist mir zu Lystriac im Lausanner Gebiet die Behandlung eines Knaben anvertraut worden, welcher infolge einer Depression des Schädels sehr schwere Krankheitszustände ertragen mußte. Als ich aber den Schädelknochen aufgerichtet hatte oder vielmehr die Fragmente des gebrochenen Schädels herausgezogen hatte, ließen die Erscheinungen nach und der Verletzte ist mit genauer Not wieder genesen, wie ich ausführlich in der 15. Observation des I. Hunderts beschrieben habe.

IV. Beispiel. Im Jahre 1606 im Monat September bin ich zu einem 60jährigen Manne nicht weit von Peterlingen gerufen worden, dem das Stirnbein an der linken Seite in dem-

jenigen Teile, wo der Haarwuchs anfängt, nach links hin durch einen Steinwurf mäßig tief eingedrückt worden war. In demselben Augenblicke war der Getroffene zu Boden gefallen, hatte erbrochen und zugleich die Sprache, das Bewußtsein, das Gesicht und Gehör verloren und war auf der ganzen entgegengesetzten Seite gelähmt. Ich habe, als ich 8 Tage nachher zu dem Falle gerufen wurde und die Wunde, welche ziemlich klein war, besichtigt hatte, die Umstehenden darauf aufmerksam gemacht, daß es nötig sei, die Wunde zu erweitern und das eingedrückte Schädelstück zu heben. Ich hoffte nämlich, der Kranke werde auf diese Weise wieder genesen können, in anbetracht dessen, daß er trotz der Schwere der Krankheit noch kräftig genug war und selbst die Arzneien, welche man ihm angeboten, angenommen und bei sich behalten hatte. Als aber die Eltern sogar und die große Menge der Umstehenden meinen Rat ablehnten, bin ich davon gegangen und wollte nicht weiter Hand anlegen. So hat denn der Kranke nach wenigen Tagen der Natur seinen Tribut bezahlt; mit Gottes Hilfe aber hätte er erhalten werden können, wenn nur die geeigneten Mittel wären angewandt worden.

Ermahnung. (Die falsche Ansicht eines gewissen Chirurgen über die Impression des Schädels.) Aus diesen Krankengeschichten, welche ich bis hierher wiedergegeben habe, geht zur Genüge hervor, erstens, wie notwendig es ist, daß ein eingedrückter Schädelknochen wieder in die natürliche Lage gebracht werde. Zweitens, wie gefährlich es ist nach der Meinung eines gewissen Chirurgen zu handeln, welcher in seinem deutsch geschriebenen Buche von der Chirurgie lehrt, man solle sich um die Impression des Schädels nicht besonders bemühen, sondern das ganze Werk der Natur überlassen, und es liege wenig daran, wenn die Eindrückung des Schädels bestehen bleibe. Denn dieses hindere die Bewegung des Gehirnes wegen der Höhle und des Abstandes, welche zwischen der Hirnhaut und dem Schädel besteht, nicht im mindesten. Aber diesen guten Chirurgen täuscht seine Ansicht sowohl an dieser wie auch an andern Stellen. Denn diejenigen, welche auch nur mäßig in der Anatomie erfahren sind, wissen es, daß jene Höhle oder der Zwischenraum zwischen Hirnhäuten und Schädel so klein ist, daß bei einer geringsten Depression des Schädels die Bewegung des Gehirnes gehemmt wird und besonders, wenn die Eindrückung gegen die Nähte, womit die harte Hirnhaut ver-

bunden ist, geht. Zuweilen habe ich auch gesehen, daß die harte Hirnhaut dem Schädel überall angeheftet ist, wie ich dieses in der siebenten Observation des I. Hunderts beschrieben habe. Diese Mitteilungen schienen mir eine Anregung zum Besten der angehenden Chirurgen zu sein.

Wie nach einer vernachlässigten Perforation des Schädels der Tod erfolgt ist.

II. Hundert, Observatio 6, S. 84.

Ein Adeliger aus der Familie des Ewigen Geschlechts zu Walden nahe bei Hilden wurde in einem Kampfe am Schläfenbein verwundet zu Boden geworfen und brach unverdaute Speisen wieder aus. Die Behandlung wurde alsbald zwei Scherern übertragen. Am vierten Tage danach bin ich mit dem sehr berühmten Herrn Dr. Johann Slotanus, der bei den Kölnern als Arzt sehr angesehen ist, gerufen worden und wir haben den Kranken in Fieber liegend mit einer Fraktur des Schädels angetroffen. Die Wunde aber war gequetscht und klein; auch war Schlaflosigkeit, Unruhe, Schmerzen und Schwere des Kopfes vorhanden, woraus wir leicht schließen konnten, daß Eiter unter der Schädeldecke sein müsse. Deswegen haben wir geraten, die Wunde zu erweitern, mit dem Bohrer oder dem Trepan den Schädel zu durchbohren und wir haben vorher gesagt, wenn dies nicht bald geschehe, werde der Kranke in die größte Lebensgefahr kommen. Die Scherer hingegen rühmten sich, daß sie wunderbares leisten würden, und verwarfen die Durchbohrung der Schädeldecke, gleich als wenn es ein ihnen unbekanntes und grausames Mittel sei, in anmaßender Weise und stellten unsern Rat bei der umstehenden Volksmasse als verdächtig und widerwärtig hin. Wir aber sind, da wir sahen, daß es keineswegs ehrenhaft wäre, Kollegen dieser Art neben sich zu haben und daß es dem Kranken nicht nützlich sei, auch daß das Fieber von Stunde zu Stunde zunehme, und da die Scherer nicht zugeben wollten, daß das allgemein gebräuchliche Mittel angewandt werde, am andern Tage davongegangen und haben es von da an abgelehnt, Hand anzulegen, damit nicht wegen der Unwissenheit der Scherer unser guter Ruf und unser Ansehen gefährdet werde. Nach unserem Fortgange und zwar vor dem 11. Tage der Krankheit, als das

Fieber und die Delirien zugenommen hatten, verlor der Kranke schließlich auch die Sprache und auf der der Wunde entgegengesetzten Seite entstand eine Lähmung und vor dem 14. Tage ist das Ende seines Lebens eingetreten.

Von der Stillung einer gefährlichen Blutung.

II. Hundert, Observatio 17, S. 92.

Als ein kräftiger und blutreicher Jüngling in den Hundstagen sich in der Sonne über die Maßen erhitzt hatte und nachher seine Frau, die er kurz vorher geheiratet, stürmischer, als ihm zur Erhaltung seiner guten Gesundheit dienlich war, umarmt hatte, ist er von einem sehr starken Nasenbluten befallen worden. Es wurden hiergegen aus der Apotheke verschiedene, sowohl innerliche, wie äußerliche Mittel, aber ohne Erfolg angewandt. Als ich hinzugerufen wurde, habe ich alle Mittel, welche ich für nützlich hielt, verordnet und gebraucht, aber auch vergeblich. Deswegen habe ich, als ich wohl erkannt hatte, daß dieser Mensch wegen der starken Aufwallung und Erhitzung des Blutes in der größten Lebensgefahr schwebe, zum äußersten gegriffen und habe den Umstehenden und Freunden geraten, eher das letzte Mittel (worin noch einige Hoffnung lag) anzuwenden, als den zu frühzeitigen Tod zu erwarten. Und so habe ich eine Badewanne mit kaltem Wasser füllen und den ganzen Körper hineinlegen lassen. Auf diese Weise ist das Blut erkaltet und verdickt und die Blutwallung allmählich gehemmt worden. Nachher habe ich einige Tage hindurch folgenden Julep zweimal am Tage zu gebrauchen verordnet:

Rp. Aquar. bugloss.
acetosae ana ℥. ij.
Syr. de Succo limon. ℥. j.
Misce fiat Julapium.

Die Nahrung mußte in geringer Menge und kalt genossen werden. Und so ist er in kurzer Zeit wieder gesund geworden, also daß er noch bis hierher bis zum Jahre 1609 sich einer guten Gesundheit erfreut.

Von einer Wunde des Abdomens mit Abtrennung eines Teiles der Leber.

II. Hundert, Observatio 34, S. 108—110.

An den sehr bedeutenden und angezeichneten Dr. Daniel Sennert, Professor der Medizin an der sehr berühmten Universität zu Wittenberg, den weithin hervorragenden und hochangesehenen Herrn.

Vortrefflicher, insonderheit von mir hochgeehrter Herr und Freund! Ihr hochgelehrtes und von Kenntnissen angefülltes Schreiben über die Pest, welches Sie mir zugesandt haben, ist mir so interessant gewesen, wie etwas nur sein kann. Ich werde mich bei dieser Gelegenheit befleißigen, damit ich nicht dem gegenüber Euer Exzellenz undankbar erscheine. Übrigens ist mir beim Lesen dieser Ihrer Disputationen über die Pest einiges sich auf diese Angelegenheit Beziehende ins Gedächtnis gekommen, was ich hier niederzuschreiben nicht ungern übernehme. Daß der Samen der Pest einige Tage hindurch im Körper herumgetragen werden könne, bevor er seine Wirkung zeigt, habe ich unter anderm zu Lausanne bei einem Studiosus der Theologie, einem kräftigen Jüngling, beobachtet. Dieser bat, als er erkannt hatte, daß er mit der Pest infiziert sei, den weithin berühmten Apotheker Claudius Mario, mit mir zu konsultiren, damit wir alles, was zur Heilung der Pest uns notwendig erscheine, selbst verordnen und anfertigen möchten. Denn, sagte er, ich weiß bestimmt, daß schon seit nunmehr zwei Tagen der Samen der Pest in mir verborgen liegt. Und weil ich mich gerne zu meinen Angehörigen begeben möchte, so wünsche ich sehr mit allem, was Euch in dieser Angelegenheit notwendig erscheint, versehen zu sein. Als nun die Arzneimittel bereitet waren, hat er sich auf den Weg gemacht und die $1^1/_2$ tägige Reise ohne besondere Mühe zu Fuß zurückgelegt. Dann aber ist in der folgenden Nacht, nachdem er zu den Eltern gekommen war, ein Fieber mit sehr starkem Schüttelfrost eingetreten, und eine Drüsengeschwulst in der Leistenbeuge, deren Beginn er schon zu Lausanne vor seiner Abreise bemerkt hatte, ist alsbald größer geworden. Als er nun die wider das Gift dienenden Arzneien und die übrigen Mittel angewandt hatte, die er mitgenommen, ist er wieder gesund geworden und lebt auch jetzt noch und versieht seine Pfarrstelle. Es war aber jener Mann, wie ich gesagt habe, kräftig und von sehr guter Körperkonstitution.

Daß die Amulette aus Arsen, Krötenpulver und anderem zusammengesetzt und zur Zeit der Pest um den Hals gehängt zur Verhütung und Bewahrung vor der Pest die größte Kraft besitzen, daran werden Sie wohl nicht zweifeln. Cosmas Slotanus, der weitberühmte Wundarzt des Fürsten von Jülich-Cleve usw., mein sehr getreuer Lehrmeister, pflegte diese Amulette immer hoch zu halten und hat mir häufig gesagt, daß er dieses aus sehr großer und langer Erfahrung tue, und hängte sie den Menschen um, wes Alters sie auch sein mochten. Ich selbst habe dieselben auch nachher häufig mit Nutzen gebraucht. Aber was denkt Ihr von dem Gebrauch der Salzbrühe bei der Pest? Ich habe zu Neuß am Rhein einen Bürger mit Namen „Taschenmacher“ gekannt, einen Rechtskundigen, der in meinem Beisein erzählt hat, daß er mit sehr großem Nutzen seinen Hausgenossen und Freunden recht oft Salzbrühe verabreicht habe. Er nahm aber die Salzbrühe von Schweinefleisch und kochte sie in einem Kessel beim Feuer und schäumte sie gut ab, bis sie von jeder Unreinigkeit und von Schmutz befreit war, nachher goß er sie in ein irdenes Gefäß und ließ sie darin abstehen, bis sie erkaltet war und bewahrte dieselbe in wohl verschlossenen Krügen auf und erst nach einem Jahre gebrauchte er sie. Sobald nun aber jemand von der Pest ergriffen war, gab er ihm einen Schluck dieser Salzbrühe zu trinken und erlegte ihm auf, daß er im Bette schwitzen und von jedem anderen Getränke sich einige Stunden hindurch enthalten solle. Er hat auch erzählt, daß diese Form des Heilmittels bei einigen durch den Schweiß, bei anderen durch Erbrechen und Stuhlgang zugleich, so reichlich ausscheide, daß ein großer Teil derjenigen, welche jenes eingenommen, ihre Gesundheit wiedererhalten hätte. Ich aber habe dennoch niemals das gefährliche Unternehmen ausgeführt, noch würde ich es wagen, es auszuführen, wenn ich nicht Ihre Meinung in dieser Angelegenheit zuvor gekannt hätte. Ferner findet der Fall, welchen Sie mitgeteilt haben, in außerordentlicher Weise meinen Beifall und ich werde denselben, wenn Ew. Exzellenz es so beliebt, dem II. Hundert meiner chirurgischen Beobachtungen beifügen. Denn es ist ein sehr seltsamer Fall, welcher sowohl nach des göttlichen Hippokrates als auch aller neuen Mediziner Meinung den schnellen Tod herbeiführen mußte. Es erzählt zwar Paré, daß er in einem Falle, wo das Zwerchfell durchbohrt gewesen war, den Magen in der Brusthöhle gefunden habe, aber er fügt hinzu, daß der Patient drei Tage nachher ge-

storben sei. Jener dagegen, dessen Euer Exzellenz Erwähnung tut, hat noch viele Monate lang gelebt. Daß ein Soldat, der durch einen Schuß in die Brust verwundet worden war, nach drei oder vier Monaten von der Heilung an gerechnet, durch die Luftröhre das Stück einer Rippe ausgeworfen habe, hat Petrus Pigray, ein sehr berühmter Wundarzt, beobachtet. Ein solch starkes und besonderes Vermögen der Lunge, an sich zu ziehen, besteht. Aus dergleichen Geschichten geht zunächst die außerordentlich große Macht und Barmherzigkeit Gottes hervor, dann aber auch, daß man niemals in Krankheiten, wenn sie auch noch so schwer sind, die Hoffnung aufgeben soll, sondern nach Anrufung der Barmherzigkeit Gottes, den größten Fleiß anwenden und von der Heilung des Kranken immer das beste erhoffen soll. Denn wenn auch die Wunden der edelen Teile von Hippokrates nicht mit Unrecht für tötlich gehalten werden, so habe ich doch beobachtet, daß sehr oft so verwundete Leute dennoch durchgekommen sind, wie ich auch in meinen Observationen über die Wunden des Gehirns, der Blase und der Eingeweide mit Beispielen erwiesen habe. Daß auch die Wunden der Leber, welche wohl fast die schwersten von allen wegen des Blutergusses, welcher darauf zu folgen pflegt, zu sein scheinen, nicht vollständig unheilbar seien, hat die Erfahrung gelehrt und bezeugen gelehrte Männer. Ich hatte auch Gelegenheit, ein nicht gewöhnliches Beispiel zu beobachten, welches geeignet ist, daß ich es Eurer Exzellenz mitteile. Ein Schweizer von 30 Jahren ist in einem Kampfe mit dem Schweizer Degen in die Lebergegend getroffen worden und hat eine recht große Wunde davongetragen. Das Blut floß in großer Menge heraus, so daß er in Ohnmacht fiel. Als der Wundarzt, der hinzugerufen worden war, die Wunde untersucht hatte und Arzneimittel zur Blutstillung gebrauchen wollte, zeigte sich am Eingang der Wunde ein Stück Leber, welches er mit der Pinzette faßte und unbehindert herauszog. Und obwohl recht schreckliche Erscheinungen auftraten, ist der Kranke nichtsdestoweniger dennoch mit Gottes Hilfe wieder vollständig geheilt worden. Drei Jahre nachher kam er in einem Zustand von kontinuierlichem Fieber nach Genf und wurde dort in das Hospital aufgenommen und dem sehr berühmten und gelehrten Herrn Dr. Janus Antonius Saracenus, dem königlichen Medicus seligen Angedenkens, meinem sehr verehrten Gevatter, und dem weit berühmten Chirurgen Dr. Johann Griffonius zur Behandlung

anvertraut. Als ich nun an einem Tage ihn mit den genannten Herren besucht und ihn schwer leidend angetroffen hatte, fing er mit lauter Stimme so zu schreien an: „Ist es nicht zum Erbarmen, daß ich nun von einem Fieber soll verzehrt werden und nicht von zweien sollte geheilt werden können, wo ich sogar vor 3 Jahren in der Seite schwer bin verwundet worden, und ein Stück Leber mir mit dem Schwerte abgeschlagen und herausgezogen worden ist. Nur ein einziger Chirurg hat mich damals mit Gottes Hilfe wieder gesund gemacht“. Als wir hierüber entsetzt waren, hat er uns die Seite sehen lassen und zeigte uns die Narbe von der Länge einer Spanne in der Gegend der Leber.

Wenige Tage nachher, als er gestorben war, haben wir seinen Leib geöffnet und wirklich gefunden, daß ein Stückchen des unteren Lappens der Leber abgehauen und die Wunde durch eine Narbe gut und gründlich bedeckt war. Die übrigen Teile des Körpers aber, wie auch besonders die Leber selbst, hatten sich in ihrem natürlichen Zustande erhalten.

Leben Sie wohl, hochgeehrtester Herr, mit allen den Ihrigen, welche ich und alle meine Angehörigen herzlich grüßen. Gegeben am 20. Juli 1608.

Euer Exzellenz zugetaner und hochachtender
G. Fabricius Hildanus.

Von einer gewissen Art des Fastens bei einem Jünglinge.

II. Hundert, Observatio 42, S. 117.

Guilhelmus Fabricius wiederum an den edlen Herrn D. Paulus Lentulus.

Vor eben nicht langer Zeit, erlauchster Herr, als ich meine Briefe genau durchsah, fiel mir ein eigenartiger Fall in die Hände, welchen ich Ihnen einmal selbst erzählte, und auch versprochen habe, schriftlich mitzuteilen. Und weil derselbe von dem Thema über das Fasten handelt, welches Sie bearbeiten, ist er nicht so sehr fernliegend, und wird Ihnen das Lesen desselben nicht unbequem sein. Es verhält sich aber also. Im Jahre 1590, als ich in Hilden in meinem Vaterlande lebte und Praxis ausübte, bin ich in einen nahegelegenen Ort „Schaseippen“ zu einem Mädchen von 18 Jahren gerufen worden, welches an einem verborgenen Krebs in der linken Brustdrüse litt. Unter-

dessen aber, als ich diese Kur (welche, wenn auch langwierig genug, dennoch zu einem erwünschten Ende führte) vollendet hatte, habe ich den Bruder dieses Mädchens genau kennen gelernt, einen Jüngling von 20 Jahren, welcher im Jahre (wenn ich nicht irre) 1589 von einer sehr schweren und langdauernden Krankheit einzig uud allein durch Gottes Hilfe und auf natürlichem Wege ohne jeden Gebrauch von Medikamenten so gesund geworden ist, daß er wieder hin- und hergehen konnte, aber dennoch einige Tage einen solchen Abscheu vor Speise und Trank hatte, daß er kaum den Geruch derselben ertragen, viel weniger etwas davon genießen konnte. Als man ihm nun vieles und verschiedenes Eßbare angeboten hatte, wählte er endlich hart gesottene Eier und gewöhnliches Bier und begehrte es. Als er hiermit 6 Monate lang ernährt worden war, begann er allmählich auch gegen diese Nahrung einen Widerwillen zu bekommen und er verschmähte sie, so daß er endlich sie ganz und gar abwies. Statt dessen aber wurden ihm Haselnüsse mit ein wenig Brot eine so angenehme Speise, daß ihm nichts lieber gewesen ist und er viele Monate hindurch nichts anderes zu sich nehmen konnte. Inzwischen aber ging er dennoch, obschon er sich geschwächt fühlte, täglich hin und her, bis schließlich sein früherer Gesundheitszustand wiederkehrte, und er jegliche Speise, wie vorher, genießen und seine Geschäfte als Landmann gut verrichten konnte.

Im übrigen kann ich der Meinung derjenigen nicht beistimmen, welche behaupten, daß die Landschnecken im Winter ohne Nahrung leben können. Denn in diesem Winter, als ich einst mit dem hochgelehrten Herrn Doktor der Medizin Michael Döring und dem Herrn Emmanuel Urstisen, dem Lehrer der freien Künste, meinen Gästen, die Schalen öffnete und wir uns die Schnecken ansahen, haben wir uns selbst vom Gegenteil überzeugt. Aber wir werden vielleicht später Muße und Gelegenheit haben, dieses ein wenig genauer zu studieren und ich werde Ihnen gerne mitteilen, was ich dann beobachtet habe. Unterdessen leben Sie, sehr geehrter Herr, wohl, samt Ihrer sehr verehrten Erlachia, welche ich bitte von mir und meiner Gattin zu grüßen. Gegeben in Eile zu Peterlingen der Hauptstadt der Helvetier am 10. März 1608.

Von einem neuen Instrument, welches bei der Entfernung des grauen Stars sehr nützlich ist.

IV. Hundert, Observatio 16[1]), S. 27—28 (s. Abb. 4 am Ende).

Unter andern Schwierigkeiten, welche bei der Entfernung des grauen Stars vorkommen, ist die folgende nicht die geringste, wie ich erfahren habe, nämlich, daß der Arm des Chirurgen durch das lange Emporhalten ermüdet und unsicher wird und die Hand schließlich zittert, besonders wenn man genötigt ist, die Operation mit der linken Hand vorzunehmen und nicht links und rechts gleich geübt ist. Ich habe einen alten frommen und in chirurgischen Operationen sehr gewandten Wundarzt, Herrn Came seligen Angedenkens, sehr wohl gekannt. Derselbe hat im hohen Alter unter Zuhilfenahme einer Brille (welches doch gefährlich ist) vielfach den grauen Star gestochen. Den Arm aber, weil er zitterte, ließ er sich durch einen Diener oder durch einen andern aus den Umstehenden emporheben und stützen.

Aber ich sehe nicht ein, wie dieses ohne Gefahr geschehen kann. Denn es kommt sehr oft vor, daß die Umstehenden leichter mit dem Körper wanken als der Wundarzt selbst, und eher in Ohnmacht fallen wie selbst der Kranke.

Deswegen habe ich folgendes Instrument erdacht, womit diese Operation sicher und bequem von stattengehe. Auf diesem Instrument nämlich liegt der Ellenbogen des Wundarztes gleichwie auf einer Bank oder auf einer festen Säule auf und wird damit emporgehalten.

Es handelt sich also um eine genügend schmale Bank von mittelmäßiger Höhe, auf welcher der Kranke mit gespreizten Beinen sitzen soll und zwar an der Stelle, welche mit dem Buchstaben A bezeichnet ist, so, daß er mit dem Rücken an der mit B bezeichneten Lehne sich anlegen kann. Wenn nun der Wundarzt den Kranken festbinden will, was ich jedoch nicht so sehr für nötig halte, da diese Operation fast schmerzlos

1) Guilhelmi Fabricii Hildani, inclutae reipublicae Bernensium Helvetiorum Medico-Chirurgi Ordinarii Observationum et Curationum Chirurgicarum Centuriae IV. et V.

Epistolis nonnullis Virorum doctissimorum, simul et instrumentis ab authore inventis illustratae.

Lugduni, Sumptibus Joan. Antonii Huguetan, via Mercatoria, ad insigne Sphaerae. 1641.

Cum Privilegio regis.

ist, so kann dieses mit Hilfe der vorhin erwähnten Lehne geschehen. Wenn so der Kranke auf der Bank an dem bestimmten Orte hingesetzt worden ist, soll auch der Wundarzt mit gespreizten Beinen auf dieselbe Bank, wo C steht, sich hinsetzen. Da es aber nötig ist, daß der Wundarzt etwas höher sitze als der Kranke, so möge er sich ein Kissen unterschieben lassen. Es kann aber auch der Kranke auf einen besonders geeigneten Stuhl gesetzt und sogar angebunden werden, wenn es nötig sein sollte. Der Wundarzt kann desgleichen, wenn er die vorher erwähnte Bank nicht benutzen will, seinen besonderen Stuhl haben und an demselben das vorhin erwähnte Instrument anbringen. Vor der Operation aber ist das Instrument an der Bank zu befestigen, wie aus der vorhergehenden Figur ersichtlich ist. Der Wundarzt hebt es auch empor oder läßt es herab, da wo D angezeichnet steht, bis es sich in einer solchen Höhe befindet, daß der Ellenbogen darauf wie auf einem Sockel ruhen kann; und damit dieses bequem geschehe, so ist es etwas ausgehöhlt und soll es außerdem mit Wolle und einem Stückchen Tuch bedeckt sein. Durch eine mittelmäßig große Schraube, mit F bezeichnet, wird es in die Höhe gebracht und heruntergelassen, wie es gerade nötig ist. An der vorgezeichneten Bank ist es für die linke Hand des Operateurs angebracht. Wenn aber die Operation mit der rechten Hand vorzunehmen ist, so ist das Instrument an der andern Seite der Bank, wo G steht, anzubringen. Es kann dieses aber mit Hilfe eines Nagels E, der aus Eisen hergestellt ist, und dessen Spitze ein Gewinde hat, bequem geschehen.

Wie ein Stückchen Stahl, welches in der Hornhaut festsaß, auf sehr kunstsinnige Weise aus dem Auge entfernt wurde.

V. Hundert, Observatio 21, S. 401.

Dem vortrefflichen und hochgelehrten Herrn Jakob Hagenbach, der Medizin und Chirurgie sehr berühmten Doktor, seinem intimen Freunde, entbietet Wilhelm Fabricius von Hilden seinen Gruß.

Wie ungleich die Lage bei uns beiden in den vorhergehenden Tagen gewesen ist, sehr gelehrter Herr Hagenbach, bester Freund, das erfahre ich erst jetzt. Denn während Ihr Euer Haus schmücket, damit Ihr Euren Schatz, nach dem Ihr Euch so lange gesehnt habt, mit Würde aufnehmen könnt,

werde ich gezwungen, meinem unverschämten Feinde ein Lager aufzuschlagen. Sie lachen und machen sich lustig, ich seufze. Euch befreit Liber von Sorgen und Beschwerden, mir aber bedrängt Tethys das Herz, sie quält die inneren Teile und macht das Gemüt betrübt. Sie sehen also die Ursache, mein lieber Herr D. Hagenbach, warum ich Eurer Hochzeit persönlich nicht habe beiwohnen können. Indessen bin ich aber dennoch mit meinem Geist bei Euch gewesen, ja meine Wünsche für einen glücklichen Verlauf Eurer Ehe habe ich persönlich Gott dargebracht, ich bitte sogar noch immer flehentlich zu Gott, den dreimal Gütigen und Mächtigen, daß er Euer frommes Vorhaben überreich segnen möge.

Für die freundliche Einladung zu Eurer Hochzeit und für die Ehre, welche Ihr mir habt erweisen wollen, verspreche ich Euch aufrichtig, weil ich Euch für jetzt nicht genügend Dank abstatten kann, daß ich alles, was zu Eurer Bequemlichkeit und Eurem Nutzen dienen kann, mit würdigem Fleiße immer übernehmen werde. Übrigens habe ich vor einem Monat über zwei außerordentlich mühsame Kuren an Euch geschrieben, welchen ich gerne die folgende, mehr sinnreiche als mühsame, hinzugefügt hätte, aber wegen der Bemühungen um den Herrn Joh. Rodolphus Steiger, den Präfekten in „den Trachselwald“, fand ich nicht Zeit dazu. Jener ist jetzt, Gott sei Dank, beinahe wieder vollständig hergestellt. Die sinnreiche Heilung aber, wovon ich spreche, ist diese:

Einem Bauern aus dem Tal S. Mie, wie es genannt wird, nahe bei dem Bieler See, Benedictus Barquin mit Namen, sprang, als er einen Stahl bei einem Krämer kaufte und den besten aussuchen wollte und vorher, wie es zu geschehen pflegt, ein Stück gegen das andere Stück schlug, ein Stückchen in jenen Teil der Hornhaut, wo die Regenbogenhaut gesehen wird und haftete dort fest in der Membran, und zwar nicht ohne erheblichem Schmerz. Als die Angehörigen mehrere Tage hindurch um ihm zu helfen vergeblich sich bemüht hatten und die Schmerzen wie auch die Entzündung außerordentlich zunahmen, kam er am 5. März zu mir nach Bern. Ich habe ihm dann zunächst eine recht gute Lebensweise vorgeschrieben und seinen Körper gereinigt sowohl durch Arznei, als auch durch Aderlaß (denn er war vollblütig), dann habe ich erst durch Instrumente und zwar zu verschiedenen Malen und einige Tage nacheinander versucht, ob ich etwa den Splitter könnte herausziehen, aber er war so klein,

daß es nicht möglich war, ihn mit Instrumenten herauszubringen. Deswegen beschloß ich einen andern Weg zu gehen und mit Hilfe eines Säckchens, welches im 4. Hundert der 17. Beobachtung erwähnt worden ist,[1]) den Fremdkörper auszuziehen, aber ich habe wiederum Zeit und Mühe vergebens angewandt. Da hat denn meine Ehefrau ein sehr geeignetes Mittel sich ausgedacht. Während ich nämlich mit beiden Händen die Augenlider öffnete, näherte sie einen Magneten soweit dem Auge, wie der Kranke es ertragen konnte. Als wir diesen nun einige Male und zwar wiederholend zurückzogen (der Kranke konnte nämlich nicht lange das Licht ertragen, welches aber bei diesem Eingriff so sehr nötig ist), ist das Stahlstückchen endlich aus dem Auge an den Stein gesprungen, während wir alle es sehen konnten. Nachher ist der Kranke, als wir ein schmerzstillendes Augenwasser angewandt hatten, in kurzer Zeit wieder gesund geworden. Sie sehen also, mein sehr geehrter Herr Hagenbach, daß vieles, was mit Gewalt nicht fertig zu bringen ist, mit Sorgfalt leicht ausgeführt werden kann.

Es ist aber zu beachten, daß in einem und demselben Stücke dieses Steines gewöhnlich entgegengesetzte Fähigkeiten angetroffen werden und zwar, daß auf der einen Seite dasselbe Eisen angezogen, auf der andern Seite aber abgestoßen wird, was wir auch an dem Steine, den wir dei dieser Operation anwandten, wahrgenommen haben. Damit nun nicht ein Irrtum unterlaufe, müssen vor der Operation alle Winkel des Steines anf das genaueste geprüft werden, damit nicht derjenige Teil, welcher das Eisen abstößt, an das Auge herangehalten wird, Dieses kann man aber leicht ausprobieren, wenn man wohl gefeilte Eisenspäne auf einen Tisch oder auf reines Papier streut und den Stein allmählich heranbringt.

Hiermit leben Sie wohl, mein liebster Herr D. Hagenbach, wie auch Ihre vortreffliche Gattin, welche meine Frau mit mir grüßt; seien Sie stets glücklich in Ihrem Leben. In Eile geschrieben zu Bern am 25. April 1624.

---

1) Radic. Altheae minutissime incisae et contusae ℥j. florum et foliorum betonicae, euphrasiae, chamomillae, meliloti, ana M. β rosarum odoriferarum M. j. sem. foenugraci contusi ʒiiij. Jncidantur minutum, misceanturque omnia et fiant sacculi intersuti, von der Größe, wie wir dieselbe in der 3. Observation des II. Hundert abgebildet haben. Von diesen Säckchen habe ich eins an jedem Tage in frisch gemolkener Kuhmilch gekocht und warm drei- bis viermal am Tage aufgelegt.

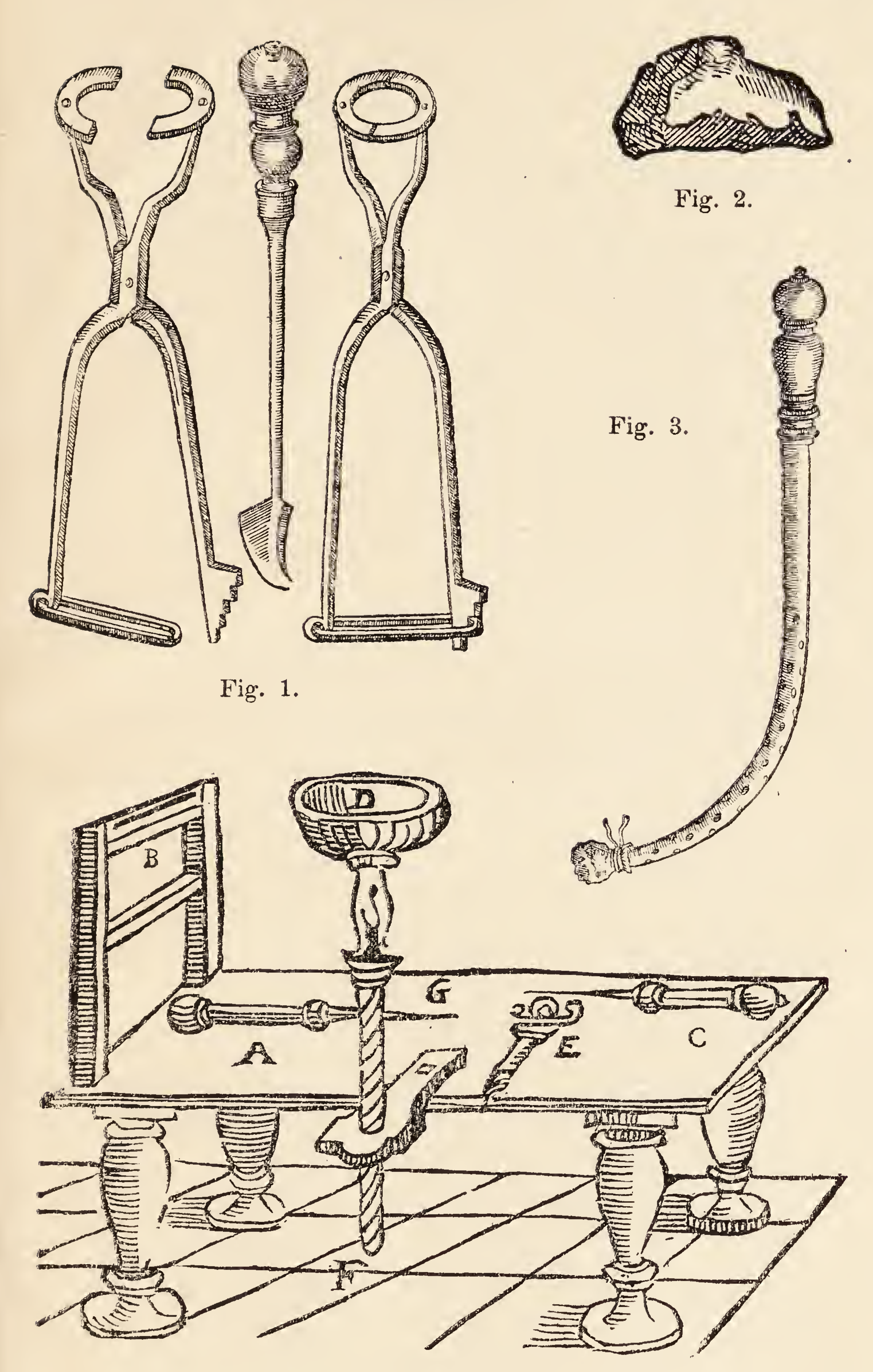


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

